

fluter.

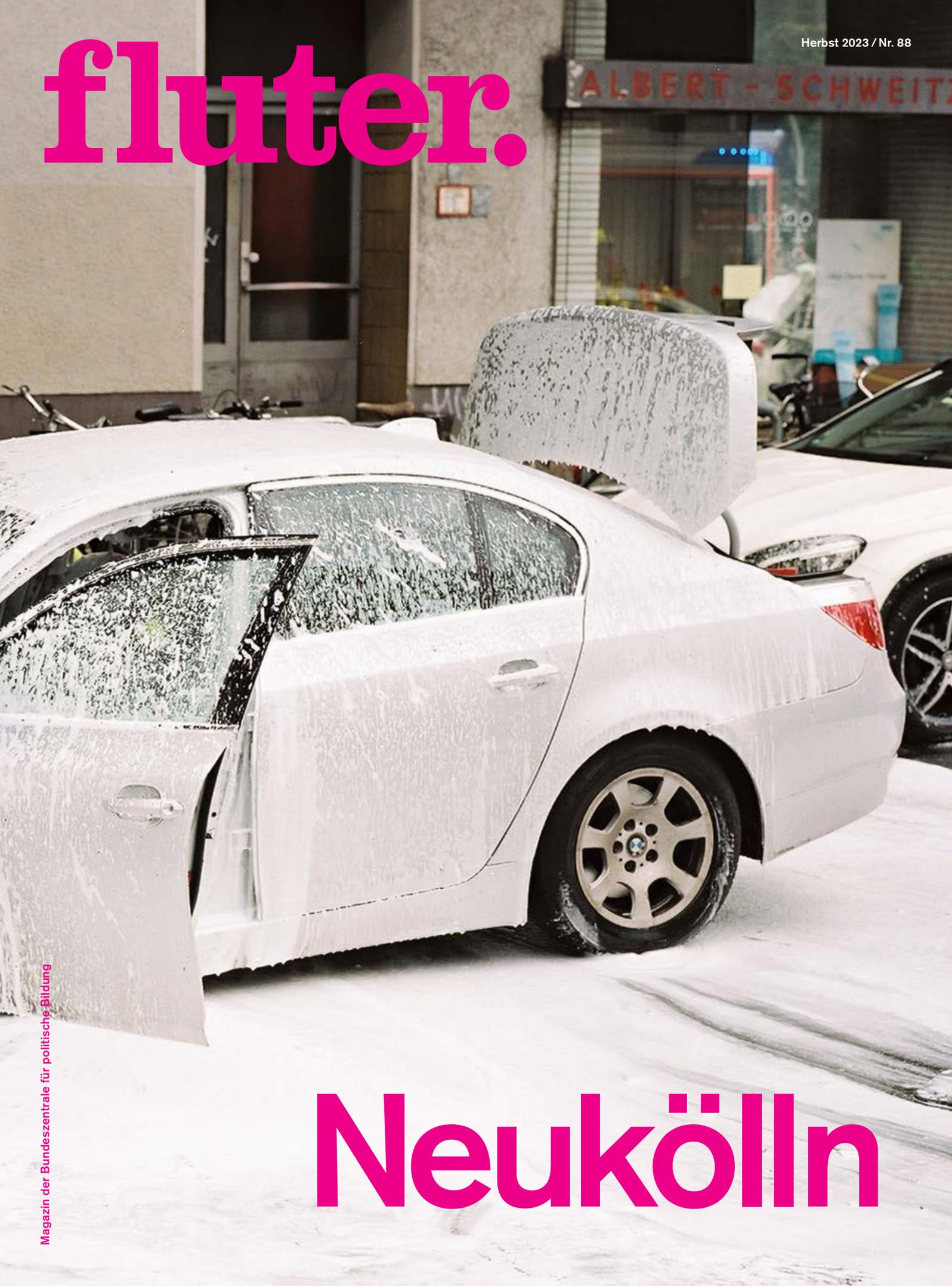


Willkommen
in...

Der Bezirk Neukölln hat viele Gesichter, das hat auch unser Fotograf Bastian Thiery bemerkt. Am einen Tag traf er auf Kühe im Ortsteil Rudow, am anderen in Downtown auf ein ausgebranntes Auto. Nirgendwo brennen in Berlin so viele Autos wie in Neukölln. 103 zählte die Polizei 2022, in zehn Fällen vermutet sie ein politisches Motiv



fluter.



Neukölln

Four Blocks durch

?



Dann
guck dir
mal das
wahre
Leben
an!

Den mehrfach preisgekrönten Dokumentarfilm
NEUKÖLLN UNLIMITED kannst du kostenlos unter
www.bpb.de/neukoelln-unlimited streamen

N



Neukölln hat es inzwischen medial zu einigem schrägen Ruhm gebracht. In den Medien fanden sich zuletzt kriminelle Clans und Freibadprügeleien. Armut, Gewalt, Kriminalität – wie in vielen anderen deutschen Ballungsräumen zeigen sich auch in diesem Stadtteil die Probleme einer immer größeren sozialen Polarisierung in Deutschland.

Neukölln ist mehreres in einem – urbaner Ballungsraum mit Gegenden, die zu den ärmsten der Hauptstadt gehören, und nur ein paar U-Bahn-Stationen weiter kleinstädtische Siedlungen oder teure Eigentumswohnungen. Menschen verschiedenster Religionen und Kulturen und Migrationsgeschichten leben und arbeiten hier. Eher kleinbürgerliche Interessen und Werte treffen auf die urbanen Experimente einer global vernetzten Jugendkultur.

Neukölln ist eine fast unmögliche Mixtur. Und sie funktioniert doch, irgendwie und meistens. Aber wie lange noch und zu welchem Preis?

Die Krisensymptome mehren sich. Der Kampf um den knapp gewordenen Wohnraum hat längst auch Neukölln erreicht, die Gentrifizierung schreitet fast ungebremst voran. In vielen öffentlichen Schulen nimmt die Krise des über Jahre vernachlässigten Bildungswesens inzwischen dramatische Formen an. Die öffentlichen Infrastrukturen geben oft auch in anderen Bereichen keinen sicheren Halt mehr. Dazu kommen die aktuellen globalen Krisen und ihre Auswirkungen. Die Mahlströme der unsicheren Verhältnisse schieben sich quer zu den Träumen und Plänen der Menschen mitten in die alltäglichen Kämpfe. Am härtesten trifft es gerade diejenigen, die am wenigsten Ressourcen haben, dagegenzuhalten.

Leben und leben lassen:

In Neukölln findet man die unterschiedlichsten Lebensentwürfe. In den vergangenen Jahren sind viele junge Menschen nach Neukölln gezogen – oft zum Studieren. Tatsächlich spielt sich ein Großteil des Berliner Nacht- und Kulturlebens mittlerweile dort ab

All das gibt es, aber es ist nicht alles. Wenn man den Menschen vor Ort zuhört, sie ins Gespräch kommen lässt, gibt es vieles zu entdecken. Es ist immer wieder beeindruckend, mit welchem kritischem Realismus ganz normale Leute versuchen, das Beste aus der Situation zu machen. Hier im alltäglichen Zusammenleben zeigt sich die Kraft des Kommunalen. Sie kommt aus einem Gemeinsinn, der sich täglich neu findet und beweist. Es ist oft ein Humanismus der kleinen Dinge. Sei es in den eher flüchtigen Netzwerken der Nachbarschaft, in Vereinen, in karitativen, kulturellen oder politischen Initiativen. Aus Gegensätzen können Toleranzen werden, die Vereinbarkeit des scheinbar Unvereinbaren wird konkret erlebbar. Dieser Common Sense des normalen Alltags bleibt medial und politisch meistens unter dem Radar. Dabei ist es entscheidend für den gesellschaftlichen Zusammenhalt, dass die Deutungshoheit über diesen spannenden sozialen Raum nicht den Populisten überlassen wird.

Denn trotz alledem: Neukölln lebt.

Thorsten Schilling



8 Place to be

So ein Gespräch haben wir noch nie geführt: Gleich neun Menschen aus Neukölln setzen den Ton fürs Heft

Inhalt

20 Lasst uns in Rudow!

In diesem Teil des Bezirks scheint die Großstadt ganz weit weg. Vielleicht ziehen deshalb viele hin

23 Viele Nationen & viel Kaffee

Manche Zahlen zu unserem Thema haben uns selbst überrascht

24 Falscher Name

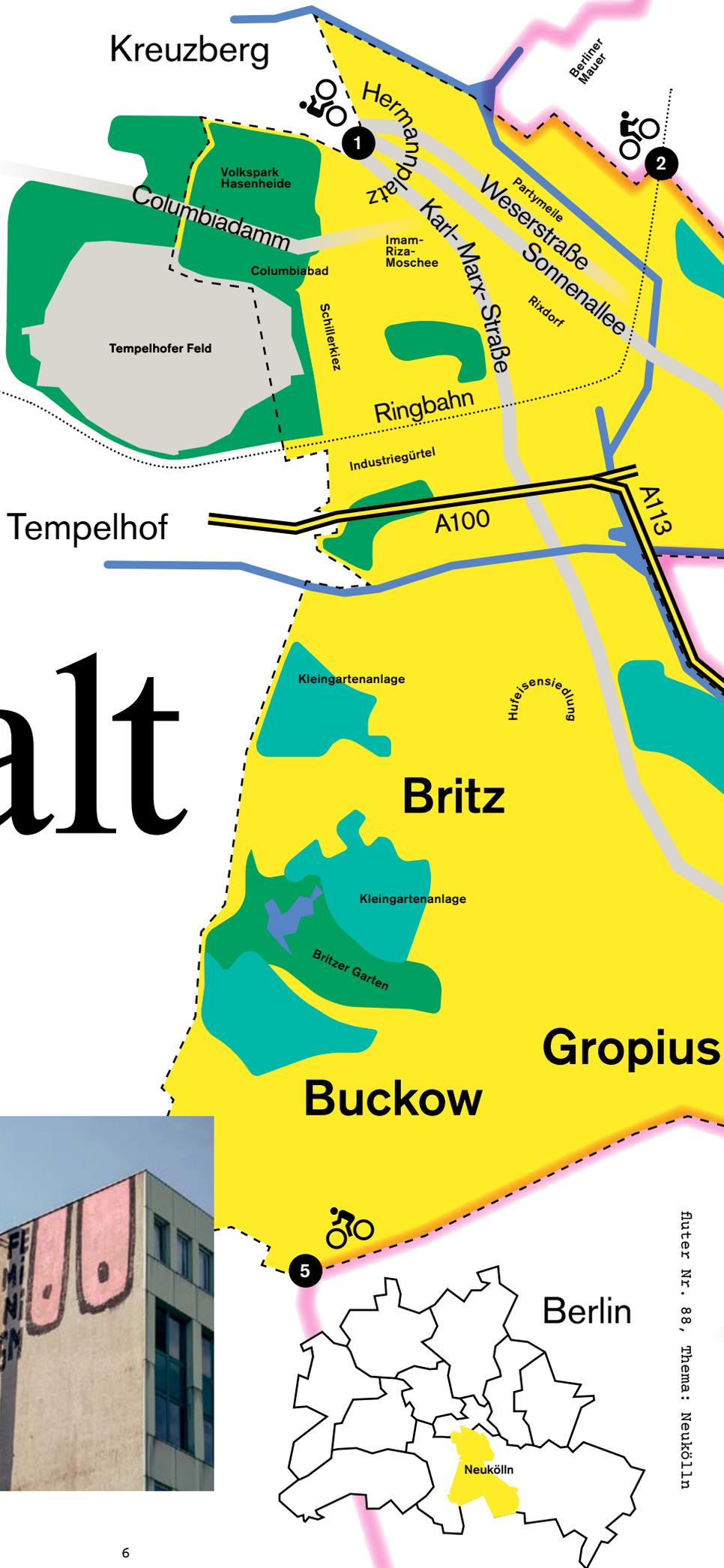
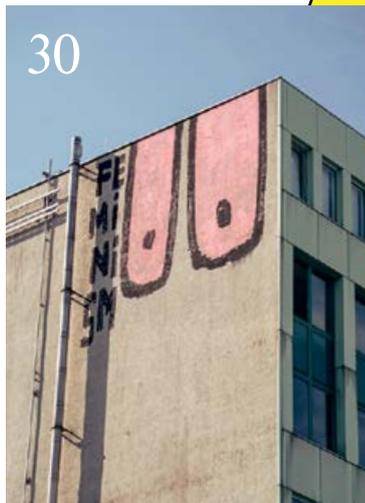
Die sogenannte Clankriminalität wird sehr kontrovers diskutiert. Aber was ist das eigentlich?

27 Hinter der Tür

Heimstatt der Radikalen oder Ort zum Chillen und Beten? Diese Moschee ist wohl beides

30 Den Kiez korrigieren

Graffiti gehören zur Großstadt – aber wo sind die feministischen Tags und Bilder? Na, hier!



Falter Nr. 88, Thema: Neukölln

34 Die letzte Molle

Die Eckkneipe ist für manche ein zweites Zuhause - umso schlimmer, dass viele dicht machen

37 Der Sichtbarmacher

Die Belange armer Menschen werden oft übergangen. Deutschlands einziger Armutsbeauftragter will das ändern



Du brauchst dein Geld für ein Bahnticket nach Berlin? Passt, der fluter ist umsonst! www.fluter.de/abo



38 Zeig mal deine ID

Besuch an einem Ort, wo queere Menschen ihre Identität feiern können

40 Ein weites Feld

Die Öffnung des Tempelhofer Feldes hat auch dafür gesorgt, dass im angrenzenden Kiez die Angst vor Gentrifizierung umgeht

44 Gerade darum

Über eine junge jüdische Gemeinde, die in guter Nachbarschaft mit ihren muslimischen Nachbarn lebt

46 Die Schulen-Bremse

In vielen Schulen mangelt es an Personal und Ausstattung: Für Kinder aus sozial schwachen Familien ist das besonders dramatisch

49 Die Waschbär-Chroniken

Über den Artenreichtum in der Großstadt und die Evolution der dort lebenden Tiere

50 Impressum & Vorschau



19, 26, 36, 43 und 48 Round about
Unser Reporter ist einmal um Neukölln gefahren und hat so einiges gesehen

Vor dem Anzen-Späti ist viel los, Leute kommen und gehen und decken sich oft noch bis spätabends mit Getränken, Zigaretten und Süßigkeiten ein. Genau der richtige Ort, um über Neukölln ins Gespräch zu kommen. Also stehen heute nicht nur günstige Drinks auf dem Tisch, sondern auch die Aufnahmegeräte des fluters. Betreiber Mustafa hat seinen Laden mit Begeisterung als Ort für den großen Späti-Gipfel angeboten. Heute soll es hier um einige grundlegende gesellschaftliche und politische Themen gehen, für die Neukölln zu einem wichtigen Schauplatz geworden ist. fluter hat dazu acht sehr unterschiedliche Neuköllnerinnen und Neuköllner eingeladen. Aber auch ein Nachbar kommt zufällig des Weges und wird von Mustafa umgehend mit an den Tisch gebeten



Place to



Die Spätkaufs -
im Volksmund
Spätis - gehören
in Berlin zum
Stadtteil.
Hier sitzt die
fluter-Runde auf
dem Bürgersteig
vor Mustafas
Anzen-Späti

Interview: Oliver Geyer, Noelle Konate
Fotos: Laszlo Ranzelzhofer

be



Oft vor Ort:
Mustafas Mitarbeiterin
Céline (oben links)
kommt aus Luxemburg,
Stammkunde Bai (rechts)
wohnt um die Ecke

Fluter Nr. 88, Thema: Neukölln

Mustafa: Wie geht's dir, Boris?

Boris: Gut geht's!
Worüber sprecht ihr?

fluter: Über Neukölln.

Boris: (begeistert) Ihr redet über Neukölln! Da habe ich gleich eine schöne Geschichte. Mustafa ist ein bindendes Glied für Neukölln. Früher haben sich viele Nachbarn einfach nur begrüßt und sind weitergegangen. Heute sitzen sie hier gern abends zusammen, trinken ein Bier und quatschen.

fluter: Seit wann wohnst du hier im Haus?

Boris: Seit 20 Jahren. Ich bin einer der ältesten Mieter hier.

fluter: Insgesamt hat sich dieser Bezirk ja sehr verändert. Wie nimmst du das wahr?

Boris: Sehr positiv. Mit einem Mal gibt es eine Hauscommunity – die Leute kennen sich, sie duzen sich. Mustafa fragt sogar, ob er einem schwere Taschen in die Wohnung hochtragen soll.

Die Frage war ganz klar auf den größeren Kontext des Bezirks gemünzt, aber Boris kommt aus dem Abfeiern von Mustafa gar nicht mehr raus. Eine Frau mittleren Alters nähert sich dem Tisch. Sie trägt ein beschriftetes T-Shirt: „Unser Block bleibt!“ Es ist Susanne, die sich gegen Gentrifizierung engagiert. Zusammen mit seiner Mitarbeiterin Céline stellt Mustafa jetzt Sonnenschirme auf. Ein heißer Neukölln-Tag lässt jetzt, gegen 11 Uhr, schon mal seine Muskeln spielen. Sonne und Beton.

fluter: Neukölln ist seit ein paar Jahren ziemlich hip. Es gibt jede Menge neue Bars, Läden, Clubs und Restaurants und viel Zuzug. Hat diese neue Dynamik auch eine Kehrseite?

Susanne: Absolut. Da sind die steigenden Mieten und die Verdrängung von Einkommensschwachen. Die

Aufwertung der Quartiere bis zu dem Punkt, an dem sich viele das Leben hier nicht mehr leisten können, ist ein massives Problem. Wir haben mit mehreren Anwohnenden die Initiative „Unser Block bleibt!“ gegründet, weil die Häuser und Wohnungen unseres Straßenzugs verkauft werden sollen. Es wurden Planungen erstellt für die Edel-Sanierung, für den Edel-Ausbau von Dachgeschossen und für die Nachverdichtung unserer Hinterhöfe durch neue Wohnungen. Da werden für 70 Quadratmeter schon mal 3.000 Euro Miete aufgerufen.

fluter: Auch in Berlin gilt ein Mietpiegel, und es gibt Milieuschutzgesetze, die einen solchen Anstieg des Mietniveaus verhindern sollen.

Susanne: Ja, aber es gibt auch viele Tricks, wie das umgangen wird. Zum Beispiel indem Wohnungen möbliert und nur temporär vermietet werden, dafür aber mit Full Service. Da wird dann auch täglich geputzt und der Kühlschrank aufgefüllt. Mit dem Zuzug großer Tech-Unternehmen nach Berlin gibt es immer mehr Menschen, die sich solche Mieten leisten können. Auch der neue Eigentümer unseres Hauses, der das Thema Wohnen offenbar rein renditeorientiert betrachtet, kommt aus der Digitalbranche. Es wird auf Dauer schwer sein, diesen mächtigen Playern etwas entgegenzusetzen. Aber wir haben mit unserer Initiative zumindest mal erwirkt, dass einige der Zugezogenen gegen die überhöhten Mieten geklagt und gewonnen haben.

fluter: Ist es überhaupt möglich, die Dynamik eines solchen Bezirks an einem bestimmten Punkt einzufrieren, ohne die positiven Seiten der Veränderung einzubüßen?

Susanne: Was sind denn die positiven Seiten? Neue Bars, Läden und Clubs – schön und gut. Aber ich finde diese Veränderungen schon auch schwierig. Durch den Partytourismus ist es hier mittlerweile total überlaufen und vermüllt. Und es wird sehr kommerziell.

In letzter Zeit kommen vor allem Burgerläden und Foodketten.

Ein älterer grauhaariger Herr stößt dazu und begrüßt die Runde mit einem vergnügten „Hallo, ich bin der Helmut vom Sandmann“. Das ist Helmut Graeber, ein gebürtiger Neuköllner und langjähriger Gastwirt.

Helmut: Ich habe die ersten Jahre mit meinen Eltern hier in der Anzengruberstraße gewohnt. Statt Spielplätzen gab es damals Kohlenplätze, wo Briketts zum Heizen verkauft wurden. Und es gab noch Trümmergrundstücke aus dem Zweiten Weltkrieg, auf denen wir als Kinder herumgeklettert sind. Neukölln war damals noch ein richtiger Arbeiterbezirk.

„Durch den Partytourismus ist es hier mittlerweile total überlaufen“

Aktivistin Susanne

fluter: Der Zuzug von türkischen Menschen, die später das Bild von Neukölln mitprägten, begann in den 1970er-Jahren. Wie hast du das erlebt?

Helmut: Wir hatten schon in den Sechzigern einen türkischen Nachbarn im Haus. Ich habe ihn vor ein paar Jahren wiedertreffen, er konnte sich noch dunkel an mich erinnern. Ein netter, zurückhaltender Kerl, der damals noch wenig Deutsch sprach.

fluter: In den 1990er-Jahren haben sich viele Zugewanderte aus arabischen Ländern in Neukölln angesiedelt. Wie war das Verhältnis zu diesen Menschen?

Helmut: In den Sandmann kamen sie nicht. Mir ist aufgefallen, dass viele der jungen Männer immer so mit breiter Brust über die Gehwege liefen, dass man sich regelrecht an ihnen vorbeischlängeln oder



Mustafa Uyar

ist gelernter Frisör und betreibt seit Januar 2023 seinen beliebten Späti in der Anzengruberstraße.



Anja Dix

leitet ein Jugendschutzteam der Polizei, das sich um Gewaltfälle an Schulen im Ortsteil Gropiusstadt kümmert.



Mona Hamed

hat vergangenes Jahr an einem Neuköllner Gymnasium ihr Abitur gemacht und möchte nun studieren.



Susanne

wehrt sich im hippen Reuterkiez mit der Initiative „Unser Block bleibt!“ gegen Gentrifizierung.



Antke Engel

engagiert sich mit dem Verein Gender/Queer e. V. für die Gleichberechtigung queerer Menschen.



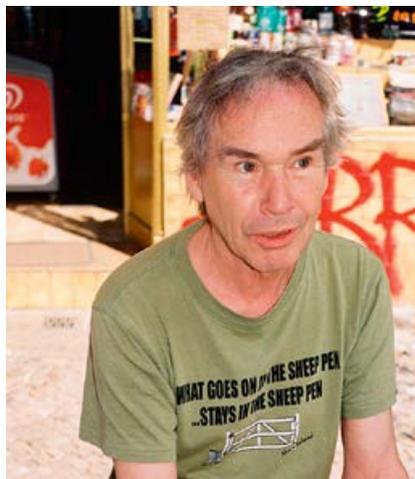
Boris Baberkoff

lebt seit vielen Jahren in der Anzengruberstraße. Er liebt Neukölln und beobachtet die Veränderungen hier aufmerksam.



Hassan Akkouch

ist als Schauspieler bekannt aus „4 Blocks“. Er hat eine bewegte Kindheit und Jugend in Neukölln verlebt.



Helmut Graeber

ist kurz nach dem Krieg in Neukölln geboren worden und hat hier viele Jahre eine beliebte Kneipe bewirtschaftet.



Simon Klippert

ist Lehrer an einer Neuköllner Schule und engagiert sich mit der Initiative „related“ für Bildungsgerechtigkeit.

die Straßenseite wechseln musste. Platz haben sie jedenfalls nicht gemacht. Das hat sich in den letzten Jahren durch die vielen Hipster wieder gebessert. Es ist jetzt durchmischer, was vermutlich gerade auch für die Frauen positiv ist.

Boris: Ich erlebe die Araber insgesamt als sehr nette Menschen. Nur ein Beispiel: Als mein Auto mal nicht ansprang, hat das so ein arabischer Ladenbesitzer mitgekriegt. Und was macht er? Er hält mir direkt seinen Autoschlüssel hin und sagt: Hier, nimm mein Auto! Hä? Ich kannte den überhaupt nicht. Das würden die meisten Deutschen doch nicht machen. Allerdings muss ich sagen: Eine negative Erfahrung habe ich auch. Man hat mich mal mit einer Waffe bedroht! Vielleicht lag es an meinem auffälligen Auto, einem Oldtimer. Jedenfalls kam von hinten ein Wagen, hielt neben uns, die Scheibe wurde runtergekurbelt, und dieser Typ hält mir seine Waffe ins Gesicht. Die Heidi, meine Frau, saß neben mir und schrie: Fahr los, fahr los! Keine Ahnung, warum die das gemacht haben. Ich denke, es waren irgendwelche pubertierenden Jungs.

Helmut: Vielleicht so ähnlich wie die Kerle, die neulich im Columbiabad ziemlich Rabatz gemacht haben.

Im Frühsommer hat Neukölln mit Prügeleien im Freibad für Schlagzeilen gesorgt. Die Badeanstalt am Columbiamdam war danach erst mal für einige Tage geschlossen. Die gestressten Angestellten hatten sich in großer Zahl krankgemeldet.

Mustafa: Einerseits wird Neukölln nach und nach so bürgerlich wie Prenzlauer Berg, andererseits ist auch neue Gewalt hinzugekommen. Früher gab es viel Taschendiebstahl und so was. Aber seit viele Menschen vor Kriegen hierhin geflüchtet sind, kommt es nach meiner Beobachtung öfter zu harter Gewalt – Messerstechereien und so. Das sind so 20-jährige Jungs, die im Krieg ziemlich durchgedreht sind. Wer hier aufgewachsen ist, weiß, was am Ende passiert, wenn man

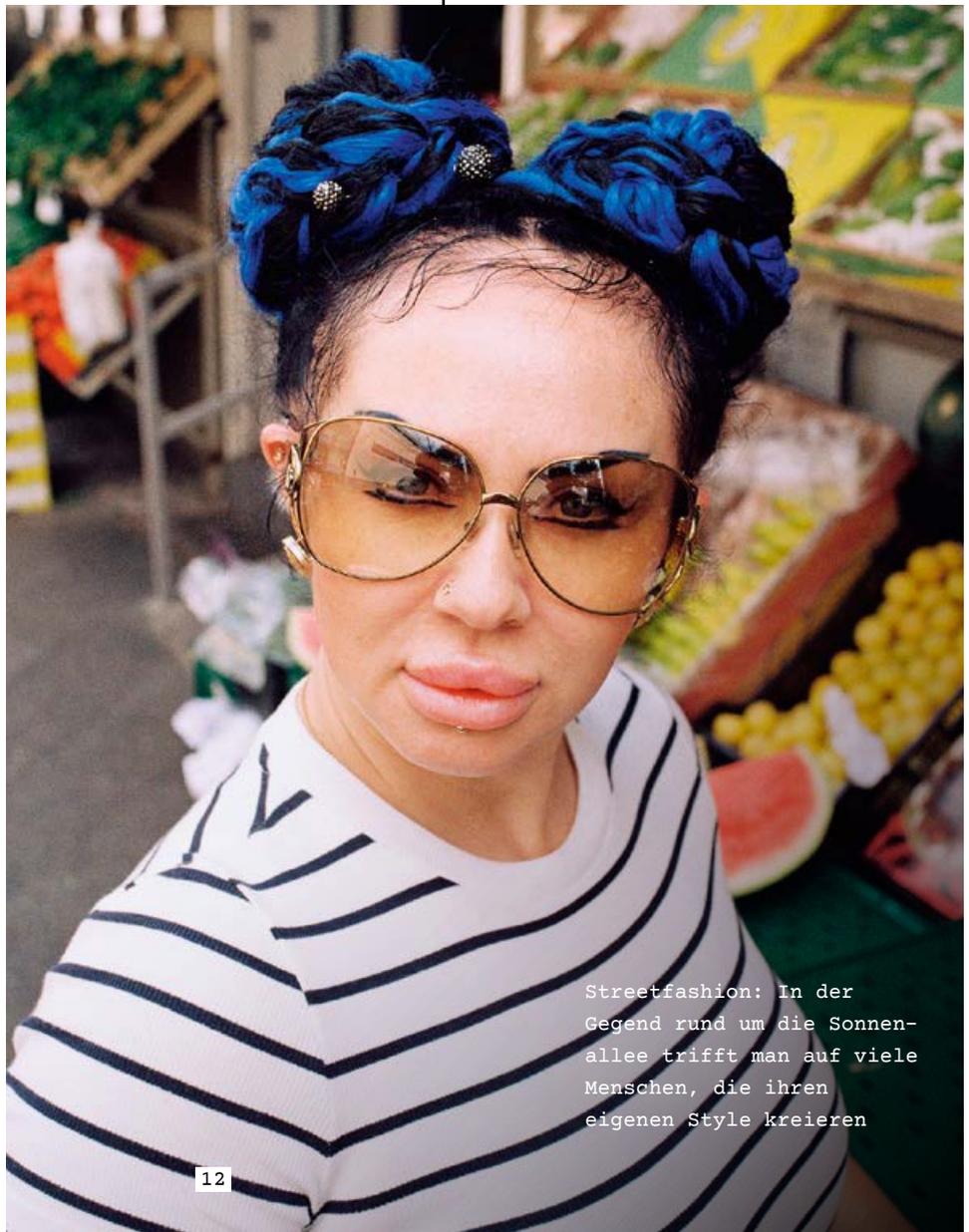
Gewalt anwendet. Dann kriegst du eine Strafe. Aber die Leute, die da jetzt aus dem Krieg kommen, denen ist es vielleicht egal, ob die von der Polizei mitgenommen werden.

Mustafas Diskussionsbeitrag sorgt bei anderen am Tisch sichtlich für Skepsis. Es meldet sich eine weitere Person zu Wort, die erst vor ein paar Minuten dazugestoßen ist und mit der wir eigentlich über ein ganz anderes Thema sprechen wollten: Antke Engel vom Verein Gender/Queer e. V.

Antke: Ich schalte mich einfach schon mal ein, wenn es okay ist. Ich kann das in Bezug auf geflüchtete Menschen nicht so genau beurteilen. Mit Sicherheit sind das nicht alles „traumatisierte Gewalttäter“. Viele sind sicher sehr friedfertige Menschen. Aber es stimmt,

dass Traumatisierung etwas mit dir macht. Meines Wissens gibt es für Menschen, die viel Gewalt erfahren haben, vor allem zwei Möglichkeiten: Sie richten sie gegen sich selber oder reproduzieren die Gewalt nach außen. Außerdem möchte ich bitte ergänzen: Ich finde es sehr schwierig, wenn verallgemeinernd gesprochen wird. Oder wenn aus einzelnen Beispielen etwas angeblich „Typisches“ einer ganzen Bevölkerungsgruppe abgeleitet wird. Oder wenn überhaupt Bevölkerungsgruppen wie „die Schwulen“, „die Araber“ benannt werden, als seien dies einheitliche Gruppen.

fluter: Laut Artikeln in Medien und Polizeiberichten gibt es eine Zunahme von Übergriffen auf queere Menschen. Kannst du das bestätigen?



Streetfashion: In der Gegend rund um die Sonnenallee trifft man auf viele Menschen, die ihren eigenen Style kreieren



Der Bürgersteig dient dem Späti als Terrasse. Wenn Bedarf ist, werden schnell Tische und Stühle aufgestellt

Antke: Ich denke, dass es auch früher viele Vorfälle gab, die aber gar nicht erhoben wurden. Und dass es je nach Stadtteil unterschiedlich ist, ob Menschen Vorfälle der Polizei melden. Oder auch umgekehrt: wo die Polizei proaktiv eingreift. Was am Ende in Statistiken zu sehen ist, ist immer auch Ausdruck von gesellschaftlichen Hierarchien und Spannungsverhältnissen, die auch medial beeinflusst sind. Die Frage ist auch: Wo fängt Gewalt an? Viele fiese Vorurteile gegenüber Schwulen, Lesben und Transpersonen gibt es eher in gutbürgerlichen Wohnquartieren. Aber ich will hier auch keine Gewalt kleinreden. Es gibt natürlich Übergriffe, und Menschen wurden sogar zusammengeschlagen. Das ist großer Mist. Aber es gibt hier auch queere Supportstrukturen. Menschen, die gemeinsam dafür sorgen, dass im Falle von Diskriminierung und Übergriffen darauf reagiert wird.

Unter den Sonnenschirmen vor dem Anzen-Späti macht sich zunehmend Talkshow-Atmosphäre breit. Wären da nicht immer wieder diese krassen Lärmbelästigungen. In diesem Moment lässt ein vorbeifahrendes Motorrad den Motor derartig im obersten Drehzahlbereich kreischen, dass es für einige Sekunden den Neuköllner Gesamtlärm komplett übertönt.

fluter: Ziehen queere Personen wegen dieser Neuköllner Offenheit gezielt hierher, Antke?

Antke: Ja, aber es geht auch schlicht um die Frage, wo findest du Lover_innen? Wo gibt es mehr als nur eine Person, die du begehren könntest? Da müsste ich jetzt wahrscheinlich auf dem Dorf ganz schön suchen. Hier habe ich viele Orte, wo das möglich ist.

fluter: Wie ist die Akzeptanz vonseiten migrantischer Milieus für euer gesellschaftspolitisches Anliegen?

Antke: Teile der migrantischen Community sind auch Teil unseres Projektes. Migrantische Communities sind ja sehr heterogen. Da gibt es schwule, lesbische und trans Personen und von radikal rechts bis radikal links auch das ganze politische Spektrum. Auch innerhalb der queeren Community kommt es zu Rassismus und Ableismus. Aber abgesehen von diesen Problemen sehen wir in der Vielfalt der Perspektiven, die es hier in Neukölln gibt und die sich auch aneinander reiben, ein erhebliches Potenzial: Man kann gemeinsam überlegen, wie das konstruktiv genutzt werden kann. Und das funktioniert hier in Neukölln vergleichsweise gut. Es gibt da so eine Konfliktfreude. Zum Beispiel ist es doch auch super, wenn sich Leute wie in Susannes Block zusammenschließen und etwas gegen die Verdrängung tun.

Boris: Es gibt noch etwas, woran man sieht, wie viel so eine Gemeinschaft erreichen kann. Das Tempelhofer Feld ist doch das beste Beispiel. Der Senat dachte: Kein Problem, das kriegen wir hin mit der Teilbebauung. Aber dann ist dieser massive Protest entstanden. Das war eine tolle Stimmung nach diesem Volksentscheid, der die Bebauung des Flugfeldes unterbunden hat. Wie viele Menschen da auf den Beinen waren und gejubelt haben!

Nun ist erst mal Mittagspause. Eine Stunde später, Mustafa richtet gerade noch die Sonnenschirme

neu aus, nähert sich auch schon eine blonde Frau dem Tisch. Es ist die Polizistin Anja Dix, die überpünktlich zum Treffen erschienen ist. Also fangen wir das Gespräch gleich an.

fluter: Du bist Präventionsbeauftragte der Polizei. Was macht man da genau?

Anja: Wir gehen in Schulen und reden mit den Kindern in Informationsveranstaltungen darüber, wie man ohne Gewalt Konflikte löst. Wir beantworten auch Fragen wie: Was hat es auf sich mit dem Recht am eigenen Bild? Oder: Wie sieht es mit dem Versenden von Nacktfotos aus?

Anja Dix ist in Zivil gekommen, aber auch so strahlt sie eine gewisse polizeiliche Autorität aus. Man kann sich gut vorstellen, wie sich in Schulklassen alle zusammenreißen und plötzlich Ruhe herrscht, wenn sie den Raum betritt.

fluter: Auf deinem Abschnitt habt ihr ein Jugendschutzteam eingeführt. Wie kam es dazu?

„Auch innerhalb der queeren Community kommt es zu Rassismus“

Queer-Aktivistin Antke

Anja: Wir haben schon vor der Pandemie festgestellt, dass die Gewalt an den Schulen intensiver wird. Die Fälle waren teilweise so heftig, dass wir uns nicht erklären konnten, wie Kinder und Jugendliche sich so etwas antun können. Das Team besteht aus drei Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die an die Schulen gehen und normenverdeutlichende Gespräche mit den tatverdächtigen Kindern oder Jugendlichen führen – also Gespräche, die den Beteiligten vor Augen halten, nach welchen Werten diese Gesellschaft funktioniert und welche Regeln für das Zusammenleben wichtig sind. Wenn die Polizei ihnen dies noch einmal klar vor Augen hält, dann macht das schon Eindruck. Für diese Einsätze

Jetzt über die App
bei uns bestellen

Schau- und Lesefenster:
So ein Späti kann
auch als nachbarschaft-
liche Nachrichtenbörse
funktionieren

Liebe Alle,
Ich bin Celine und bin aktuell in
der Amengruberstr. wohnhaft.
Da ich demnächst leider ausziehen
muss, bin ich aktuell auf der Suche
nach einer neuen Wohnung, oder Zimmer
Vorzugsweise in der Amengruberstr.

Ich liebe es hier, und wäre
daher unendlich dankbar,
wenn jemand mich, oder die
aktuelle "Spätiperson", auf
eine freie Wohnung aufmerksam
machen würde. 😊

♥-lich,
Celine.





„Psst, du musst unbedingt den fluter abonnieren“, flüstert Lehrer Simon dem Schauspieler Hassan zu. Oder etwa nicht?

braucht man geeignete Kolleginnen und Kollegen, die Lust darauf haben, mit den Kids zu arbeiten. Hinzugekommen ist, dass wir die Eltern nun gleich mit ins Boot holen. Gerade Eltern von Kindern, die herausforderndes Verhalten zeigen, sind häufig nicht greifbar für die Schule. Wenn die Schule aber sagt: „Die Polizei ist hier und will mit Ihrem Kind reden“, dann kommen sie.

fluter: Was ist anders geworden an der Gewalt in Schulen, wie hat sie sich in den letzten Jahren verändert?

Anja: Nach unserer Beobachtung ist sie nicht nur mehr, sondern teilweise auch brutaler geworden – und die Tatverdächtigen werden immer jünger. Letzte Woche haben wir von einer Lehrerin ein Video zugeschickt bekommen, in dem ein Zehnjähriger seine kleine Katze quält, das Ganze aufgenommen und in den Klassen-Chat geschickt hat. Auf Instagram gibt es einen richtigen Wettbewerb, da will man sich dann gegenseitig überbieten, noch eine Stufe härter sein.

fluter: In manchen Medien wird ein Zusammenhang zwischen Migrationsbiografie und Straffälligkeit hergestellt. Wie siehst du das aus deiner Perspektive als Leiterin des Jugendschutzteams?

Anja: Das kann ich schlecht sagen, wir haben ja sehr viele Schulen, an denen annähernd hundert Prozent der Kinder eine Migrationsgeschichte haben. Wie soll ich da beurteilen, ob die dortige Gewalt etwas damit zu tun hat? Es wird auch häufig vergessen, dass auch die Opfer eine Migrationsgeschichte haben.

fluter: Spielt denn die Kultur der Familie eine Rolle, etwa wenn Mädchen sehr streng religiös erzogen werden?

Anja: Wir haben mit Menschen zu tun, wo ganz klar ist, dass manche Ansichten in den Familien zu Konflikten führen. Wir haben zum Beispiel immer wieder Fälle, wo Mädchen, weil sie meinen, verliebt zu sein, Nacktfotos von sich verschicken, und der Junge, der die erhält, damit droht, sie dem Vater des Mädchens zu zeigen, wenn sie nicht mit ihm Sex hat. Nach so einer sexuellen Nötigung haben wir einmal eine Veranstaltung mit Zehntklässlerinnen gemacht und darüber gesprochen, wie es ihnen in den Familien geht und wie frei sie sich in Beziehungsfragen entscheiden können. Viele der Mädchen haben gesagt, ihre Eltern und Brüder gucken schon, was sie machen, und sie dürfen nicht mit jedem Jungen reden oder eine Beziehung eingehen.

Ein junger Mann in blau-schwarzem Hemd kommt schnellen Schrittes an den Tisch. Er ist spät dran. Es ist der Schauspieler Hassan Akkouch, der in Neukölln groß geworden ist. Der Dokumentarfilm „Neukölln Unlimited“ begleitete seine Familie, nachdem sie rechtswidrig abgeschoben wurde, drei Jahre lang. Mittlerweile ist er bekannt durch Serien wie „4 Blocks“.

fluter: Anja hat gerade erzählt, dass die Gewalt an Schulen steigt. Hassan, du bist hier in Neukölln zur Schule gegangen, war das damals auch schon so?

Hassan: In der Grundschule habe ich das nicht bemerkt. Auf der höheren Schule gab es zwar mal Auseinandersetzungen, aber die kann ich an

einer Hand abzählen. Ich war aber auch auf einer Schule, die stark gefördert und subventioniert wurde. Bei meinem kleinen Bruder war es anders, der ist oft von der Schule geflogen. Der ist aber aus einer anderen Generation. Er ist Jahrgang 94, ich bin Jahrgang 88.

Anja: Ja, von Generation zu Generation wird es gefühlt immer schlimmer.

fluter: Warum nimmt die Gewalt denn eigentlich zu?

Anja: Die Frage kann ich nicht in einem Satz beantworten, darüber müsste man eine wissenschaftliche Studie machen. Ich habe nur die Vermutung, dass das Internet wie ein Brennglas wirkt.

Hassan: Also Cybermobbing auf der einen Seite, und auf der anderen machen die das für den Fame?

Anja: Wir haben mit richtigen Demütigungsvideos zu tun. Da wird zum Beispiel ein Junge gezwungen, aus der Toilette zu trinken, und dabei die ganze Zeit sein Gesicht gefilmt. Zwischendurch bekommt er immer wieder Schläge. Manche nutzen Gewaltvideos, um ihre Brutalität öffentlich darzustellen.

In der Runde herrscht für ein paar Sekunden betretenes Schweigen.

fluter: Hassan, für Leserinnen und Leser, die die Doku „Neukölln Unlimited“ nicht gesehen haben: Wie war die Situation deiner Familie damals?

Hassan: Meine Eltern sind 1990 als Schiiten aus dem Libanon geflohen. Zwölf Jahre später lief ein Verfahren, weil wir gegen die Entscheidung, uns abzuschieben, Widerspruch eingelegt hatten. Bis zur Gerichtsentscheidung hätten wir also nicht abgeschoben werden dürfen, wurden es aber trotzdem. Als wir am Tag der Abschiebung, der auch noch der Geburtstag meines Bruders war, die Polizisten gefragt haben, warum wir Deutschland verlassen müssen,

haben die geantwortet: „Die Flüge waren günstig.“ Als wir dann nach sechs Wochen aus dem Libanon über verschiedene Länder zurückkamen, war die Duldung immer noch gültig. Meine Mutter ist einfach in die Ausländerbehörde gegangen und hat sie verlängert.

fluter: Wie hat denn die Schule reagiert, als ihr zurückgekommen seid?

Hassan: Die Schule meiner Schwester wusste, dass wir abgeschoben wurden, und hat sogar Demos dagegen organisiert. Meiner Schule hat die Ausländerbehörde erzählt, dass wir während der Schulzeit bei einer Tante in Dortmund Urlaub machen. Als ich in den Unterricht gegangen bin, hat meine Lehrerin gesagt: *(macht einen strengen Ton nach)* „Na, wo warst du die sechs Wochen?“ Als ich ihr gesagt habe, wir wurden in den Libanon abgeschoben, hat sie geantwortet: „Du lügst, du warst schön Urlaub machen in Dortmund. Setz dich hin.“

fluter: Du hast als Jugendlicher die ganzen Behördengänge gemacht, warst Schülersprecher, ehrenamtlich tätig und hast auch noch als Tänzer gearbeitet. Wie hast du das alles geschafft?

Hassan: Ich war schon immer ein ambitioniertes Kind. Erst habe ich Fußball gespielt, später mit Breakdance angefangen und auch meine Geschwister mitgenommen. Bei mir gab es immer eine Veranlagung für das Künstlerische. Bei meinem kleinen Bruder ist es anders gelaufen. Den hat die Abschiebung an seinem Geburtstag richtig aus der Bahn geworfen. Aber jetzt ist er Rettungssanitäter. Bei jedem von uns hat sich diese Erfahrung anders ausgewirkt: Meine Schwester hatte Bulimie, und ich war jahrelang fast apathisch und habe nur funktioniert.

fluter: Es war für eure Familie der Normalzustand, dass man sich von einer Duldung zur nächsten hangelt?

Hassan: Genau, diese sogenannte Kettenduldung. Ich habe immer

das Gefühl gehabt, es wurde uns megaschwer gemacht. Während des Ramadan haben wir mal von 9 Uhr morgens bis 18 Uhr in der Ausländerbehörde gesessen und haben dort auf dem Boden das Fasten gebrochen. So wurde mit einem umgegangen.

fluter: Was bedeutet für dich der Begriff „Integration“?

Hassan: Früher wurde mir immer beigebracht, Integration sei, die deutsche Sprache zu lernen und sich anzupassen. Ich finde, das kann doch alles nebeneinanderlaufen. Ich muss nicht verheimlichen, dass ich Arabisch spreche oder mich gerne traditionell anziehe, um hier in der Gesellschaft akzeptiert zu werden. Integration ist für mich: Man

hält sich an die Gesetze hier, man spricht die Sprache, man ist ein Teil des Systems. Bestenfalls ist man irgendwie engagiert. Ich musste mein ganzes Leben beweisen, dass ich hierhergehöre. Das war eine alte Idee von Integration.

Die Abiturientin Mona Hamed und Lehrer Simon Klippert stehen nun vor dem Anzen-Späti. „Tachchen“, sagt Simon, „wir wollen euch nicht unterbrechen.“ Der SpäGi macht trotzdem eine kleine Pause für eine letzte Vorstellungsrunde.

Mona: Ich heiße Mona, habe letztes Jahr hier an einer Schule in Neukölln mein Abitur gemacht und chille gerade.

Simon: Mein Name ist Simon, und ich arbeite seit zehn Jahren an einer



Mona findet es cool, dass oft über Neukölln berichtet wird. Das Klischee, dass der Bezirk durch Gangs geprägt ist, hält sie aber für schwierig



Bürgersteig-Talk: Die fluter-Runde dauerte fünf Stunden (Anja, links, und Noelle vom fluter)

Neuköllner Schule als Lehrer. Ich habe auch 15 Jahre in Neukölln gewohnt, aber ich dachte, ich bekenne mich heute, ich bin vor zwei Jahren umgezogen. *(Er zeigt dabei auf sein T-Shirt, auf dem „Krzbrg“ steht)*

fluter: Neukölln ist in den letzten Jahren ein Medienphänomen geworden. Ist man als Ur-Neuköllner mittlerweile auch ein bisschen stolz, dass die Republik auf Neukölln guckt?

Mona nickt sofort.

Mona: Ich find's schon cool, dass mein Bezirk in Filmen gezeigt wird. Aber wie er präsentiert wird, finde ich schwierig. Oft kommt das Klischee auf, dass Neukölln nur durch Gangs geprägt ist.

fluter: Ist dein Freundeskreis so divers, wie man es im Neuköllner Stadtbild sieht?

Mona: Mein Freundeskreis ist wirklich bunt durchmischt. Ich habe thailändische Freunde, arabische Freunde, türkische Freunde und deutsche Freunde... Die meisten meiner Freundschaften sind in der Schule entstanden. Auf meiner Schule haben aber auch 90 Prozent der Schüler einen Migrationshintergrund.

fluter: Wie stark sind eurer Meinung nach die Themen Integration

und Bildungsgerechtigkeit miteinander verknüpft?

Simon: Sehr stark! Die Aufgabe, die Jugendliche in Neukölln haben, um in der Schule erfolgreich zu sein, ist viel größer als für viele andere. Wir Lehrkräfte können aber schauen: Was bringen die Kids mit? Wenn die Leute noch eine andere Sprache als Deutsch sprechen, kann man das auch nutzbar machen. Bei uns an der Schule gibt es deswegen Türkisch, Kurdisch und Arabisch als Angebote.

Mona: Ich habe Arabisch gehabt und möchte jetzt International Business Management studieren. Aber die Voraussetzungen waren, dass ich außer Englisch noch Spanisch oder Französisch können muss. Ich muss jetzt noch einen Sprachkurs in einer der Sprachen machen, damit ich mich nächstes Semester bewerben kann. Arabisch wurde nicht anerkannt.

fluter: Was sind die größten Hindernisse, um hier gute Bildungsarbeit leisten zu können?

Simon: Einmal sind es strukturelle Dinge wie Gebäude, Ausstattung und Personal. Und das Zweite ist meiner Meinung nach die Haltung. Wenn man als Lehrkraft in Neukölln schon mit einer gewissen Vorstellung in die Klasse geht und dabei seine Rassismen und Sexismen eins zu eins an die Kinder weitergibt, dann hat man nicht verstanden, dass man erst mal seine eigene, meist privilegierte Rolle checken muss. Anders funktioniert das hier mit Sicherheit nicht.

fluter: Wie gehst du stattdessen an die Aufgabe ran?

Simon: Kinder brauchen die Schule auch als sozialen Ort, der ihre Interessen und Bedürfnisse sieht. Bei uns ist zum Beispiel der Nahostkonflikt für ganz viele Familien ein sehr persönliches Thema. Wir bieten deswegen einen zweijährigen Kurs dazu an und fahren am Ende auch dorthin.

Simon zeigt auf die Zigarettenschachtel, die auf dem Tisch liegt: Kann ich eine nehmen? (lacht)

Mustafa: Ja, klar. *(reicht ihm die Schachtel)*

Mona: Meine alte Klassenlehrerin war für mich wie eine zweite Mutter, weil ich mit ihr über viele Dinge reden konnte. Wenn ich meinen Freunden von anderen Schulen davon erzählt habe, meinten die immer, so etwas kennen sie nicht.

fluter: Man hört auch davon, dass es an den Schulen teilweise Probleme mit Jugendlichen gibt, die von anderen Seiten, etwa Moscheevereinen, indoktriniert werden. Mit Ansichten, die problematisch sind im Schulalltag. Kannst du das bestätigen? Hast du solche Dinge erlebt?

„Schon vor der Pandemie wurde die Gewalt an den Schulen intensiver. Die Fälle waren teilweise so heftig, dass wir uns nicht erklären konnten, wie sich Kinder und Jugendliche so etwas antun können“

Polizistin Anja Dix

Simon: Dass wir in Neukölln auch menschenfeindliche Positionen finden, die sich auf den Islam berufen, ist ja wenig verwunderlich – hier leben einfach viele Muslime. Das kommt natürlich auch von Moscheegemeinden, aber ich denke, Social Media ist noch viel wirkmächtiger. Aus meiner Sicht ist es aber kein strukturelles Problem. Trotzdem verstehe ich es als meinen Auftrag, als Pädagoge da ins Gespräch zu gehen.

fluter: Nach den Silvesterkrawallen, bei denen auch Feuerwehrleute mit Böllern beschossen wurden, hat



Guter Blick auf den Gipfel: Die Nachbarin von gegenüber schaute uns wohlwollend beim Diskutieren zu

man in den Medien viel über die Gewaltbereitschaft der Neuköllner Jugend gesprochen. Wie habt ihr die Berichterstattung wahrgenommen?

Die Runde schweigt erst mal.

fluter: Hassan, willst du was sagen?

Hassan: Du meinst, weil ich so lange nichts mehr gesagt habe? *(lacht)* Da kam dann das alte, negative Image von Neukölln wieder zurück. Die Menschen, die ich aus Neukölln kenne, haben sich über die Berichterstattung aufgeregt. Es gab nämlich auch andere Leute, wie den Besitzer des Restaurants City Chicken. Die haben zwei Tage lang ein riesiges „Heldenmenü“ für einen Euro an Rettungskräfte verkauft. Feuerwehrleute und die ganzen Polizisten kamen und haben zwei Tage lang dort gegessen. Die Reaktion aus der Community heraus hat mich gefreut.

fluter: Ein großer Aufreger daran war die Verknüpfung mit der Frage nach der Herkunft. Würdest du das so sagen?

Hassan: Für Menschen, die hier leben mit einem sogenannten Migrationshintergrund, ist das natürlich ein großer Aufreger. Als das Attentat in New York 2001 passiert ist, stand ich im Bus und wurde dumm angeguckt, und ältere Damen haben ihre Handtasche auf der Rolltreppe festgehalten. Damals war ich vielleicht zwölf Jahre alt. Man hat immer Angst, dass gewisse Sachen auf einen zurückfallen.

fluter: Was wäre denn aus eurer Sicht eine adäquate Debatte über diese Silvesterkrawalle gewesen?

Simon: Ich denke, man hätte da differenzierter fragen können: Warum haben die Leute das gemacht? Warum sind die übergriffig gegenüber der Feuerwehr und

der Polizei? Welche Rolle spielt die Gruppendynamik in so einer Gruppe von jungen Männern? Welche Rolle spielt Männlichkeit? Warum sind die Leute so wütend? Natürlich macht es einen Unterschied, woher jemand kommt, aber das sollte nicht die erste Frage sein.

Anja: Ich bin da total bei dir.

fluter: Das waren zum Teil Jugendliche, die auch eure Mitschülerinnen und Mitschüler hätten sein können. Wie habt ihr diese Ereignisse an eurer Schule aufgearbeitet?

Simon: Am 2. Januar ging die Schule wieder los, und das Erste, was wir gemacht haben, war, darüber zu reden. Ein paar Leute, die selbst schon Probleme mit der Polizei hatten, haben gesagt: „Ja, die Polizei ist ja auch nicht immer nur nett und so.“ Aber niemand hat gesagt, dass das gerechtfertigt war, was da passiert ist.

Anja: Ich habe von einer Schule leider die Rückmeldung bekommen, dass die Silvesternacht später noch gefeiert wurde.

Simon: Das tut mir leid. Das find ich richtig daneben.

Anja: Das war schon echt schlimm. Sechs meiner Kolleginnen und Kollegen sind zum Teil schwer verletzt worden. Die sind unter anderem mit großen Sprengsätzen beworfen worden. Vom Gefühl her muss das lebensbedrohlich für sie gewesen sein. Zum Glück ist nichts Schlimmeres passiert. Man muss aber klar sagen, das war natürlich nicht die breite Masse, die das später gefeiert hat.

fluter: Es sind nicht alle, und trotzdem spricht ganz Deutschland über die Jugendlichen in Neukölln. Mona,

wie war es für dich, dass über euch so gesprochen wurde?

Mona: Über uns wird ja nicht nur wegen dieser Nacht gesprochen. Über uns wird die ganze Zeit gesprochen. Manche stellen diese Sachen an, die absolut nicht okay sind, aber alle werden in eine Schublade gesteckt.

fluter: Nach dem Negativen – was gefällt euch denn gut in Neukölln?

Anja: Ich habe hier wahnsinnig viele tolle, engagierte Menschen kennengelernt, das ist auch ein Grund, warum ich die Präventionsarbeit so liebe.

Mona: Neukölln ist mein Zuhause, und ich liebe es, weil ich hier aufgewachsen bin. Die Leute sind hier einfach extrem offen und nett, man fühlt sich überall willkommen.

Simon: Ich würde sagen, Neukölln steht für mich für Veränderung, für Energie – hier ist was los. Für irgendwie Miteinander-Klarkommen, auch wenn's nicht immer so einfach ist. Und das mag ich.

fluter: Was kann Deutschland von Neukölln lernen?

Mona: Ich würde sagen: Diversität. Wenn ganz Deutschland genauso eingestimmt wäre wie die Welt hier in Berlin, dann wäre alles in Deutschland ein bisschen besser.

Hassan: Mit all den Leuten, die hier aus Neukölln gekommen sind, die auch schon viel geleistet haben für diese Gesellschaft, sieht man einfach, dass hier auch ein Boden ist, um gut wachsen zu können, und nicht nur Sumpf. ➔

Round about, Teil 1



Wie nähert man sich Neukölln am besten? Unser Reporter Michael Brake ist einmal drumherumgeradelt – die ganzen 43 Kilometer

Am Hermannplatz ist Neukölln am urbansten und vielleicht auch am kaputttesten. Für die Polizei gelten hier, wo besonders viele Straftaten stattfinden, Sonderrechte, dazu gehören zum Beispiel Personen- oder Fahrzeugkontrollen ohne konkreten Verdacht. Heute ist Markttag, doch auch das macht den Ort nicht gemütlicher: Gemüseboxen stapeln sich an einem Bauzaun, an den wenigen schmucklosen Ständen werden Obst, Hotdogs und Sonnenbrillen für fünf Euro verkauft. Es sind viele Menschen unterwegs, doch fast alle eilen an den Ständen vorbei zur U-Bahn.

Vor dem kastenförmigen Galeria-Kaufhaus ist weniger los. Unter dem Vordach schläft eine Obdachlose auf einem Lager aus alten Matratzen, anscheinend sehr tief, ihr Oberteil ist hochgerutscht und legt einen massigen Bauch frei. Einige Leute verlangsamen den Gang, schauen verstohlen hin und gehen dann weiter. Würde es dem Platz guttun, wenn die Galeria-Filiale umgebaut würde? Wenn sie edler, höher, prächtiger würde, ein bisschen so, wie sie 1929 aussah, als hier eines der größten und modernsten Warenhäuser Europas eröffnet wurde? Ein Investor hat genau das vor, und eine Bürgerinitiative versucht, es zu verhindern. Sie befürchtet Nachteile für kleinere Läden in der Nachbarschaft und Gentrifizierung ganz allgemein.



Und damit kennt man sich hier aus, denn vor rund 20 Jahren fing es gleich um die Ecke an mit der Eroberung Neuköllns durch Studierende, Kreative, Hipster: Von Kreuzberg aus schwappte die Gentrifizierungswelle über die Bezirksgrenze Kottbusser Damm. Längst sind die Altbauquartiere auf beiden Seiten beliebt und teuer – nur die Straße dazwischen hat davon wenig abbekommen. Ich zähle: 13 Döner- und Köfteläden, zehn

Spätis, sieben Handyshops, mehrere Nagelstudios, Wettcafés und Spielotheken. Am Landwehrkanal biege ich dann rechts ab. Das Ufer hier ist bekannt für den „Türkenmarkt“, der zweimal die Woche stattfindet und in keinem Fernsehbeitrag über Multikulti-Berlin fehlen darf. Später wird es unspektakulär, eine Wohngegend, wo der „Trödel Dödel 2“ noch zu den aufregenderen Geschäften gehört. Der Hermannplatz ist hier weit weg.

Von Michael Brake



Lasst
uns

Von Lydia Brakebusch

in
Rudow!

Neukölln besteht nicht nur aus Vierteln, in denen mit dem Lastenrad zum Soja-Latte geradelt wird oder in queeren Bars Poetry-Slams stattfinden. Es gibt auch ruhigere Viertel, in die Familien ziehen, häufig mit Zuwanderungsgeschichte – auf der Suche nach besseren Schulen und weniger Kriminalität

Rudow ist eine Scheibe. Wer aus der Innenstadt kommt und am Hermannplatz ein- und hier wieder aussteigt, könnte denken, jemand hätte einmal mit der flachen Hand auf die Kreuzung gehauen, die man „Rudower Spinne“ nennt. Mehrere große Straßen laufen hier zusammen, aber rundherum ist alles flach. Die Häuser sind drei Stockwerke niedriger als noch ein paar U-Bahn-Stationen zuvor.

Hier gibt es keine Craftbeer-Kneipe und kein veganes Tattoostudio. Hier gibt es eine Fahrschule, ein Reisebüro und „Schuhe für die ganze Familie“. Vor dem Supermarkt singt eine wartende Kita-Gruppe „I like the fireplace, when the light is low, dum, di da, di dum, di da“, und im Café Craemer essen Rentnerinnen Blechkuchen mit Sahne.

Neukölln ist geteilt, und diese Teilung wird – wie in ganz Berlin – auch durch den öffentlichen Nahverkehr markiert. Innerhalb des S-Bahn-Rings, der die Berliner Innenstadt auf einer Gesamtstrecke von 37 Kilometern umkreist, findet sich alles das, was das Image der Hauptstadt ausmacht: volle Clubs, große Museen, andere Sehenswürdigkeiten und mittendrin ein irres Gewusel aus Menschen. Jenseits des S-Bahn-Rings sind die Aussichten und Ansichten oft andere. Über den Plan einer autofreien Stadt z. B. konnten viele, die weit weg von der Innenstadt leben, nur den Kopf schütteln. Bei der wiederholten Berlin-Wahl im Frühjahr 2023 zeigte sich die Spaltung dann auch bei den Ergebnissen. Während in einigen Neuköllner Wahlkreisen an der Grenze zu Kreuzberg rund 40 Prozent grün wählten und unter 10 Prozent CDU, waren es im Süden Neuköllns an vielen Orten nicht mal 8 Prozent grün und gut 45 Prozent CDU. Wahlsieger in ganz Neukölln wurde die CDU.



In den vergangenen Jahren sind dabei immer mehr Familien mit Zuwanderungsgeschichte nach Rudow, Buckow und Britz gezogen – Viertel, die als vergleichsweise bürgerlich gelten.

Kazım Erdoğan ist schon 1994 gekommen. Der heute 70-Jährige, der vor 50 Jahren zum Studieren aus Anatolien nach Deutschland zog, ist in Neukölln ziemlich bekannt. Als Vorstand des Vereins Aufbruch Neukölln hat der Psychologe und Soziologe zahlreiche Projekte initiiert. Darunter eine Gesprächsgruppe, in der türkischstämmige Männer lernen, über Gefühle und Konflikte zu sprechen. Über Gewalt, Toleranz oder Sexualität. Kazım Erdoğan, eigentlich schon in Rente, kämpft unermüdlich gegen soziale Ungerechtigkeiten, für mehr Wirgefühl. Dafür bekam er 2012 sogar das Bundesverdienstkreuz.

Warum zieht einer, der auch „Kalif von Neukölln“ genannt wird, nach Rudow?

„Die Migranten und Migrantinnen der ersten und zweiten Generation liebäugelten immer mit der Rückkehr in ihr Herkunftsland. Das betraf auch unsere Familie“, erzählt er

bei schwarzem Tee und türkischem Honig im Vereinsraum von Aufbruch Neukölln. „Aber Anfang der 1990er-Jahre haben wir uns entschieden: Berlin ist unsere Heimat.“ Und sei die Entscheidung, hierzubleiben, gefallen, dann bringe das eben mit sich, was viele Menschen umtreibe – den Traum vom Häuschen im Grünen. „Wenn Bekannte uns damals im Rudower Garten besucht und mit uns gegrillt haben – die verliebten sich regelrecht in diese idyllische Atmosphäre“, sagt Kazım Erdoğan. „Damals hatten aber viele nicht die Möglichkeiten, auch wir mussten uns verschulden. Aber wenn man 20, 30 Jahre arbeitet und spart – dann sieht es anders aus.“

Dass es heute anders aussieht, weiß auch die Immobilienmaklerin Melanie Frank. „Von zehn Häusern, die frei werden,

verkaufe ich neun an Familien mit Migrationshintergrund“, sagt sie. „Arabisch, türkisch, asiatisch oder indisch: Die Menschen ziehen von Nord-Neukölln nach Rudow und Buckow. Die Kinder der Gastarbeiter sind erwachsen geworden, haben selbst Kinder gekriegt und wünschen sich ein Eigenheim.“

Viel scheint sich dadurch nicht verändert zu haben im Neuköllner Süden, zumindest nicht außerhalb der Gartenzäune.

Die Restaurants heißen hier „Kleines Landhaus“ und „Zum alten Krug“. Im Glaskasten vor dem Vereinsgebäude der Rudower Eigenheim- und Grundbesitzer in der Neuköllner Straße hängen ein Aushang der Kleintierzüchtergruppe und ein Hinweis auf die Berliner Imkerfreunde. Vor jedem Zaun liegt der gelbe Müllsack zur Abholung bereit.

Doch manche Ur-Rudower machen die Entwicklungen nervös, Vorurteile wachsen. Seit acht, neun Jahren würden nur noch türkisch- oder arabischstämmige Familien herziehen, klagt eine Frau, die mit ihrem Hund Gassi geht. Sie ist in

Die U-Bahn fährt zwar auch bis nach Rudow, aber die zwei hier trampeln lieber, um in die Innenstadt zu kommen

Kazım Erdoğan hat Verständnis für Alt-eingesessene, die sich vor Fremden fürchten

Rudow geboren, war nie weg und schimpft nun über steigende Kriminalität und zu laute Gartenpartys. „Sind doch viel mehr Araber hier!“, ruft sie zu einer Bekannten rüber. „Und auch mehr Müll, oder?“ Natürlich gebe es auch nette Leute.

Ein Nachbar zum Beispiel, ein türkischer Taxiunternehmer, der sei „deutscher als deutsch“.

Manchmal bleibt es nicht bei Vorurteilen.

Rechtsextremismus ist leider auch in Rudow ein bekanntes Problem. Ende der 1990er-Jahre und Anfang der Nullerjahre sind die „Spinne-Bomber“, eine gewaltbereite Gruppe von Nazis, dauerpräsent an der Rudower

Spinne. 2008 brennt dann der Gartenpavillon einer türkischen Familie im Rudower Blumenviertel. Heinz Ostermann, der in seinem Buchladen Leporello regelmäßig Lesungen und Diskussionen gegen rechts veranstaltet, wird gleich dreimal zum Ziel von Attacken: 2016 schmeißt man ihm die Scheiben ein, dann brennt sein Auto – und 2018 das zweite. Am selben Abend steht auch das Auto des heutigen Linken-Abgeordneten Ferat Koçak in Flammen – das Feuer erfasst beinahe das Haus seiner Eltern, bei denen er übernachtete. Die Liste ließe sich lange weiterführen. Bis heute ungeklärt ist der Mord an Burak Bektaş. Im Jahr 2012 ist der damals 22-Jährige mit Freunden in der Rudower Straße unterwegs, als sich ein Mann im Kapuzenpulli der Gruppe nähert und schießt. Wortlos, mehrfach. Zwei Freunde überleben schwer verletzt, Burak stirbt. Seine Angehörigen vermuten ein rassistisches Motiv hinter der Tat.

Auch Kazım Erdoğan hat in Rudow Anfeindungen erlebt. Die NPD druckte den Namen seiner Familie auf Flugblätter, erzählt er. Vom Multikulti in der Innenstadt schwärmen, aber selbst in den ruhigen Süden ziehen, so der Tenor der Hetze. Erdoğan's

Töchter hatten große Angst in dieser Zeit. Trotzdem, sagt der 70-Jährige, der heute in Buckow lebt, habe seine Familie 24 sehr schöne Jahre in Rudow verbracht. Auch seine Kinder. Deren Zukunft, sagt er, sei anfangs auch ein Grund für den Umzug in den ruhigeren Teil Neuköllns gewesen: die besseren Schulen und weniger Gewalt. Wobei Erdoğan glaubt, dass der Ruf der Innenstadt schlechter ist als die Realität. Die Berichterstattung über das großstädtische Neukölln sei geprägt von „defizitorientiertem Denken“. Das Glas sei immer halb leer. Dabei müsse man doch nur mal die Karl-Marx-Straße bis zum Hermannplatz runterlaufen. „Da findet man 150 praktizierende Ärztinnen und Ärzte, die eine türkische Zuwanderungsgeschichte haben. Wer redet davon? Wer sagt: Das sind alles Kinder der Gastarbeiter der ersten und zweiten Generation? Die trennenden Wände werden immer hoch gebaut, aber das Wirgefühel kommt zu kurz“, sagt er und schwärmt von den Sprachen, den Gesichtern, der Schönheit von Sitten und Bräuchen.

An der Spinne, wo früher die Nazis ihr Bier tranken, steht Abir, 33. Mit der Einkaufstasche über der Schulter, einem leuchtend grünen Kopftuch und einem strahlenden

Lächeln wartet sie an der Fußgängerampel und sagt: „Ich werde nie hier wegziehen!“ Zwei Ecken weiter auf dem Spielplatz beobachten Deborah, 32, und Desiree, 35, ihre Kinder und loben die fast schon ländliche Ruhe. Ihr Schwiegervater, sagt Deborah, sei Lehrer in Nord-Neukölln. „Der ist eigentlich längst pensioniert – aber er macht weiter. Keine Ahnung, wie der das schafft.“

Und dann sind da noch Ayesha, 36, und Gulzar, 41, die mit ihren zwei kleinen Kindern über den Alt-Rudower Gehsteig laufen. Sie kommen aus Indien, arbeiten im Digital Marketing und Crypto Gaming, haben schon in Rumänien und Polen gelebt. Als sie in Berlin-Mitte lebten, fehlten ihnen die Parks, in Charlottenburg wünschten sie sich dann mehr Ruhe. Und jetzt, in Rudow? „It has all that!“ Sie schwärmen von ihrem schönen Haus, ihren „lovely neighbours“ aus der Türkei und aus dem Libanon. Trotzdem werden sie Deutschland bald in Richtung Australien verlassen. Zu verschnarcht die Bürokratie, zu langsam die Digitalisierung. Aber Rudow

sei „so friendly – compared to EVERY other place in Berlin!“ Just in diesem Moment schimpft eine ältere Passantin, man würde ja, „mitten im Weg, den ganzen Gehsteig blockieren“.

Kazım Erdoğan findet selbst für diese Aggressivität sanfte Worte. „Die Ängste der dort lebenden älteren Menschen sind stärker geworden. Das ist verständlich. Wenn man ein Haus hat und rundrum leben fünf Familien mit Zuwanderungsgeschichte, dann denkt man: Ich bin hier nicht mehr zu Hause. Solche Eindrücke entstehen.“ Zudem spreche man zu wenig miteinander. „So entstehen Vorurteile.“

Die Immobilienmaklerin Melanie Frank hat noch eine andere

Erklärung für den Zuzug von Familien mit Zuwanderungsgeschichte. Wenn ältere Menschen versterben, sagt sie, gäbe es oft weder Sohn noch Tochter, die das Haus übernehmen möchten. „Leute, die nach der Jugend weggezogen sind, die kommen nicht wieder.“ So weit sei es noch nicht mit der Attraktivität von Rudow. Auch deshalb stiegen die Chancen für Anwärter aus Nord-Neukölln. Für Menschen mit Zuwanderungsgeschichte, die auch öfter mal in der Familie Geld zusammenlegten, um sich ein Eigenheim zu leisten.

Vorteile auf dem Häusermarkt durch stärkere Familienbande? Kazım Erdoğan ist da vorsichtig. „Ich selbst habe von meiner Familie nichts bekommen – sondern die vermeintlich knauserigen Deutschen haben mir Geld geliehen, aus meinem Kollegenkreis.“

Pauschalisierungen, sagt er, sollte man grundsätzlich vermeiden. Sowohl was Menschen betrifft als auch Ortsteile. Hier der Norden, wo Krieg herrscht – da der friedliche Süden, das sei zu einfach. Das führe doch wieder nur zu Spaltung. „Nord-Neukölln, Rudow, Buckow, Britz: Das alles ist Neukölln. Neukölln mit all seinen sonnigen und dunklen, seinen hellen und finsternen Seiten.“



Viele Nationen & viel Kaffee

Ein paar Zahlen zum Thema



Zahl der Einwohner

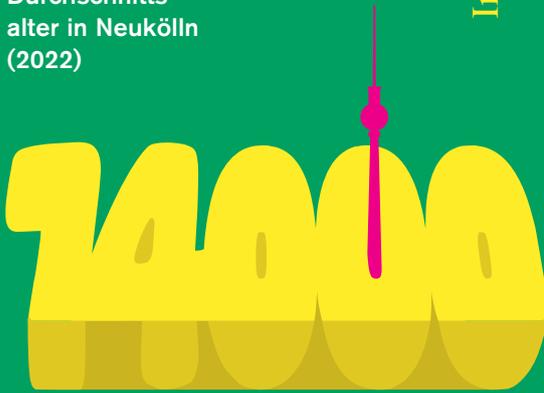


Durchschnittsalter in Deutschland (2022)

44,6
41,8

Infografik: Ole Häntzschel

Durchschnittsalter in Neukölln (2022)

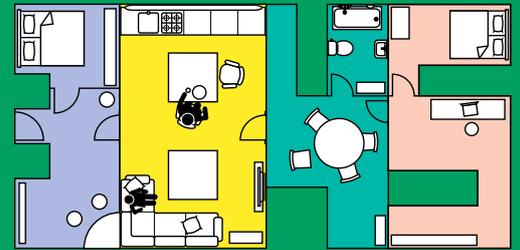


Neukölln ist die Hauptstadt des Marzipans. Jährlich werden mehr als 14.000 Tonnen Marzipan-, Persipan- und Nussipanrohmasse hergestellt

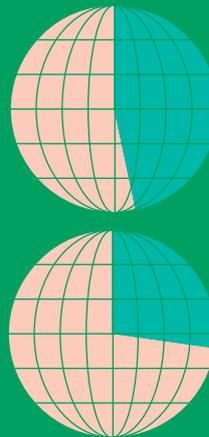


Das Estrel ist mit 1125 Zimmern das größte Hotel Deutschlands

Warmmiete, für die im August eine 118-qm-Neubauwohnung angeboten wurde: 3.845 Euro



Die Anzahl von Menschen mit Migrationsgeschichte in Neukölln: 46,9%



In Deutschland: 27,3%

Katholische Kirchengemeinden



Evangelische Kirchengemeinden

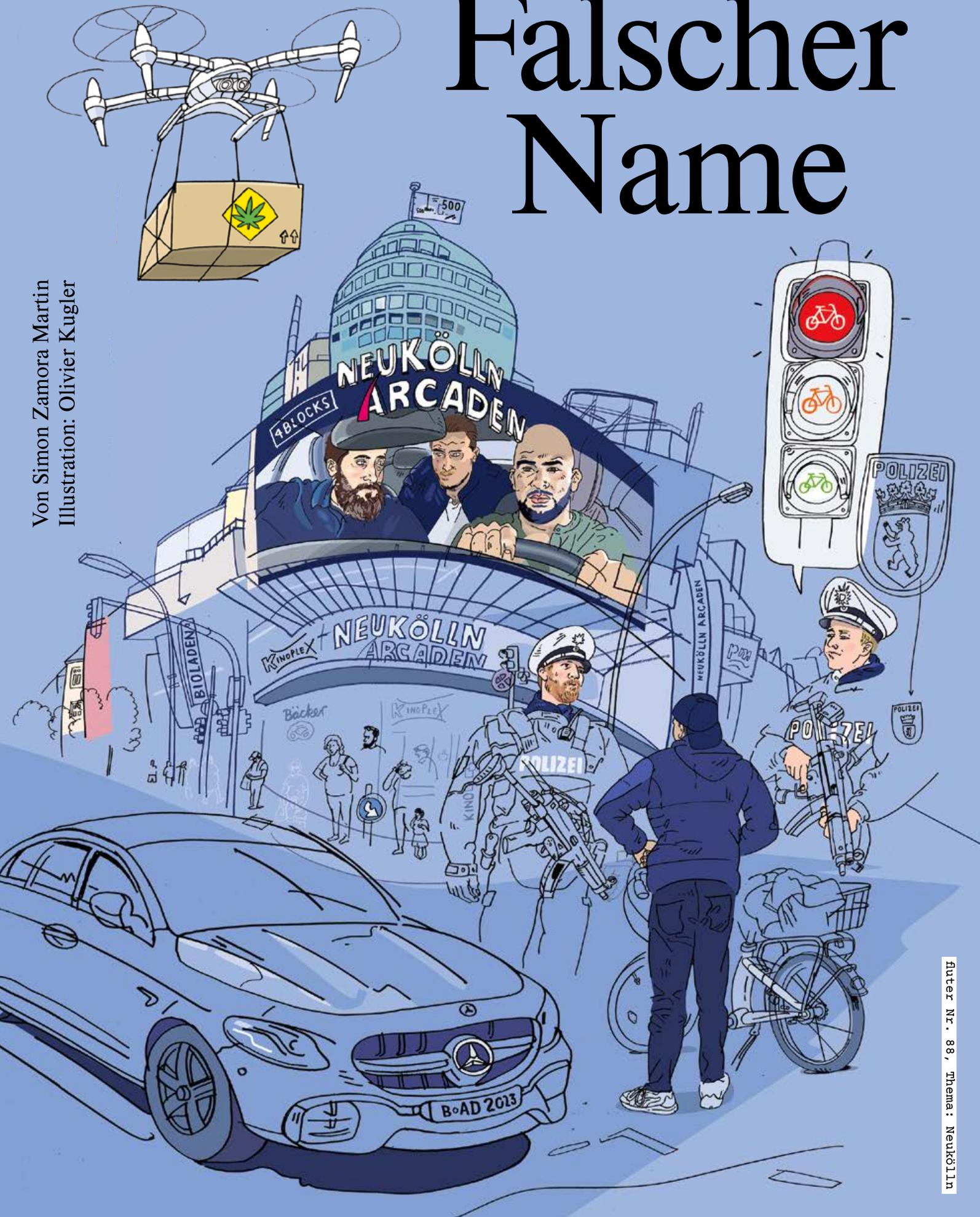
Moscheen und Gebetsräume

Nationalitäten: 155



Falscher Name

Von Simon Zamora Martin
Illustration: Olivier Kugler



Immer häufiger liest man von der sogenannten Clankriminalität. Aber was soll das eigentlich sein? Wir haben uns mal bei der Polizei umgehört und Menschen getroffen, die gegen Vorverurteilungen kämpfen

Mit 15 wollte Mohammed Ali Chahrour Polizist werden und auf Verbrecherjagd gehen, wie er sich heute erinnert. Bei einer Berufsorientierung an seiner Schule sei er bei einem Bewerbungstest der Polizei sogar Klassenbester gewesen, und dennoch habe man ihm wenig Hoffnung gemacht, seinen Traum verwirklichen zu können. „Der Kommissar meinte, dass ich in Berlin kein Polizist werden könnte – wegen meines Nachnamens.“ Der Name Chahrour taucht bis heute immer wieder in der Presse auf – als vermeintliches Beispiel für eine arabische Großfamilie, die mit mehreren Straftaten in Verbindung gebracht wird.

Statt Polizist zu werden, studierte Chahrour schließlich Sozialwissenschaften, arbeitete für Reporter ohne Grenzen und das Auswärtige Amt. Und gründete 2019 die Initiative „Kein Generalverdacht“, die sich gegen eine Kriminalisierung von Menschen aus Einwandererfamilien in Neukölln wehrt – und gegen das Klischee von der kriminellen Großfamilie, das vor allem von der Boulevardpresse gern bedient wird. Mit der erfolgreichen Streamingserie „4 Blocks“ dürfte sich das Bild von der mafiösen Neuköllner Sippe mit arabischen Wurzeln landesweit verbreitet haben. In der Serie geht es um einen arabischen Clan in Neukölln, dessen Oberhaupt den illegalen Machenschaften seiner Familie ein Ende setzen will.

Teil der Realität und nicht einer Serie ist aber, dass mehrere Mitglieder einer arabischstämmigen Großfamilie Raubüberfälle auf Museen begangen haben. Auch Fälle von räuberischer Erpressung, Freiheitsberaubung und

gefährlicher Körperverletzung wurden schon vor Gericht im Kontext der sogenannten Clankriminalität verhandelt.

Natürlich gäbe es Familien, die ihren Lebensunterhalt mit Kriminalität verdienen, erzählt Chahrour, der gerade an einem Buch zum Thema arbeitet. Den Begriff Clankriminalität sieht er sehr skeptisch: „Großfamilien, die als geschlossene Einheit Straftaten begehen, gibt es nicht.“ Zudem sei die Idee dieses

Begriffs zutiefst rassistisch. Tatsächlich reicht es in Nordrhein-Westfalen aus, mehrfach beim Schwarzfahren mit einem vermeintlichen Clan-Namen erwischt zu werden, um in den Statistiken als clankriminell erfasst zu werden.

Die Palette der Straftaten, die unter Clankriminalität fallen, ist groß: von Mord und Totschlag über Betrug und Drogenbesitz bis hin zu Beleidigung und Verkehrsstraftaten. Dass Clankriminalität und Organisierte Kriminalität (OK) nicht das Gleiche sind, zeigen auch die Lagebilder der Berliner Polizei. Für das Jahr 2021 registrierte die Polizei 519 Personen, die sie der Clankriminalität zuordnen, von denen lediglich 135 Personen als Tatverdächtige in OK-Komplexen registriert wurden.

In Berlin lag der Anteil an allen Straftaten, die unter Clankriminalität fallen, 2021 bei lediglich 0,18 Prozent. „Das ist kein nennenswerter Faktor“, räumt auch Kriminaldirektor Stefan Majchrzak vom Landeskriminalamt Berlin ein. Dennoch findet er die besonderen Maßnahmen gegen diese Art von Kriminalität gerechtfertigt. Diese würde sich in Form von Bedrohungen, Verstößen gegen Verkehrsregeln, aber auch schweren Straftaten ausdrücken – wobei eben ein besonderes Element dazukäme: „Dieser gemeinsame ethnische, familiäre Ursprung.“ Der familiäre Zusammenhalt und die Familienehre würden über allem stehen und könnten Straftaten begünstigen. Rassistisch sei das Konzept nicht, so Majchrzak. Weil „Berlin dem namensbasierten Ansatz nicht nachgeht“, so der Kriminaldirektor. Sie würden sich

nur um die Personen kümmern, „bei denen wir glauben, dass sie ein hohes Potenzial haben, Clankriminalität zu verantworten oder zu begünstigen“. Es fände anhand der bundeseinheitlichen Definition eine Einzelfallprüfung statt. Nach dieser ist Clankriminalität das rechtswidrige Verhalten von Clanangehörigen, wobei diese die eigenen Normen und Werte über die deutsche Rechtsordnung stellen. Wie genau diese Prüfung abläuft, das sei laut Majchrzak aber geheime Verschlussache und wird von Bundesland zu Bundesland unterschiedlich gehandhabt. Es gibt jedoch eine öffentliche Liste von Indikatoren, die Majchrzak als „Ausführungsvorschrift“ bezeichnet. Anhaltspunkte sind demnach z. B. eine „patriarchalisch-hierarchisch geprägte Familienstruktur“, eine „mangelnde Integrationsbereitschaft“ oder das „Provozieren von Eskalationen“.

Melly Amira nennt genau das „strukturellen Rassismus“. Die Aktivistin aus Neukölln, die sich für Antirassismus einsetzt, sitzt vor einer Bar, von drinnen hört man leise Popmusik, von den Nachbartischen Gesprächsfetzen mal in Arabisch, mal in Deutsch. Melly Amira ist nicht ihr richtiger Name, sie nutzt ihn als Pseudonym, aus Angst vor Angriffen durch Rechtsradikale. Auch sie hat die Initiative „Kein Generalverdacht“ mitbegründet und engagiert sich heute in der „Kampagne für Opfer

Als 15-Jähriger wollte er Polizist werden.

Mit seinem Namen no chance, hieß es

rassistischer Polizeigewalt“. Begonnen hat ihr politisches Engagement an einem Abend Anfang 2019, den sie mit Freunden in einer Shishabar verbringen wollte – als plötzlich Dutzende mit Maschinenpistolen bewaffnete Polizisten die Bar gestürmt hätten. Über zwei Stunden wären sie festgehalten worden, erzählt Amira. Ihnen sei verboten worden, zu essen und auf die Toilette zu gehen. „Alles wegen ein paar nicht richtig verzollten Packungen Shishatabak.“ Zwei Monate später geriet sie erneut in eine solche Kontrolle. In die einst so geliebten Shishabars geht sie seitdem nur

noch sehr selten: „Ich habe keinen Bock mehr, stundenlang von der Polizei schikaniert zu werden.“ Dabei seien Shishabars immer ein sicherer Ort für nicht-weiße Menschen gewesen. „Auch als Frau habe ich hier viel weniger Belästigungen erlebt als in anderen Bars.“

In den vergangenen Jahren haben Razzien in Shishabars stark zugenommen. Diese gelten als Hotspots der Clankriminalität. Eigentlich sind es ganz normale Gewerbekontrollen, die die Polizei zusammen mit Behörden wie Zoll oder Gesundheitsamt durchführt. Doch manche Politiker sehen sie als das Mittel im Kampf gegen Clankriminalität. Mit der „Politik der 1.000 Nadelstiche“ will Bezirksbürgermeister Martin Hikel (SPD) für eine sichere Stadt sorgen. Diese Politik folgt der Logik, die auch Kriminaldirektor Stefan Majchrzak vertritt: Bereits kleinere Straftaten und Ordnungswidrigkeiten werden geahndet und verfolgt, um zu verdeutlichen, dass das Recht

und die Stärke des Staates überall in der Stadt gelten. „Natürlich sind Gewerbekontrollen wichtig“, sagt Melly Amira. Aus jahrelanger Erfahrung als Kellnerin weiß sie, dass im gesamten Gastgewerbe oft wichtige Vorschriften nicht eingehalten werden. „Aber von den Verbundeinsätzen ist fast ausschließlich migrantisches Gewerbe betroffen. Das wird unter Generalverdacht gestellt.“

In Berlin haben Razzien in den Shishabars stark zugenommen

Eine vom Senat in Auftrag gegebene Studie der Hochschule für Wirtschaft und Recht sieht die Einsätze der Polizei ebenfalls kritisch. Die Gewerbekontrollen würden als „Türöffner“ für polizeiliche Arbeit genutzt, was aus rechtsstaatlicher Sicht problematisch sei.

Zudem würden andere Branchen wie Immobilien oder Finanzanlagen, in denen ebenfalls Straftaten vorkämen, vernachlässigt und kaum überwacht.

Dem Vorwurf, dass die Kontrollereinsätze migrantische Gewerbetreibende unter Generalverdacht stellen würden, widerspricht Kriminaldirektor Majchrzak. Man würde nur dort kontrollieren, wo man von einem Zusammenhang zur Kriminalität überzeugt sei. „Wir haben ja selber nichts davon, in die falschen Objekte reinzugehen.“ Bei den Einsätzen würden dann eben auch Ordnungswidrigkeiten festgestellt, die nicht im Zusammenhang mit Clankriminalität stünden.

„Ich bin vor ein paar Jahren auch mal bei Rot über die Ampel gefahren. Bin ich deswegen jetzt clankriminell?“, fragt Mohammed Chahrour. Auch in Familien wie Müller und Meier gebe es Kriminelle, die sich abschotten würden, ohne dass Angehörige gleich in Sippenhaft genommen werden. ➔

Round about, Teil 2



Die Autobahnbrücke ist schon da, aber noch nutzt sie niemand. Nicht mal Markierungen finden sich auf den leeren Asphaltbahnen. Hier wird mitten in der Stadt die Stadtautobahn verlängert, und der Großteil der 3,2 Kilometer führt durch Neukölln, Kosten: ungefähr 720 Millionen Euro, pro Meter macht das kaum vorstellbare 225.000 Euro.

Von hier geht es eine Ausfallstraße entlang, an ihren Rändern keine Häuser, stattdessen Werbetafeln, Kleingartenanlagen, auch mal ein Haufen Müllsäcke. Nach gut einem Kilometer knickt die Bezirksgrenze nach rechts weg und ist nun ein Bach voller Entengrütze. Daneben ein Trampelpfad, junge Birken und eine geschwungene Asphaltbahn, der Mauerradweg: ein Ort für Radfahrer und Jogger. Für manche stehen motivierende Worte auf dem Boden: Jörn go! Andreas go! Marcel + Fabian only RUN'n'Roll!

Ich überquere die Sonnenallee, die hier nichts mehr mit der lärmenden, von arabischen Geschäften geprägten Straße an ihrem Beginn zu tun hat. Dafür hat sie architektonisch etwas zu bieten: die High-Deck-Siedlung, ein futuristisch anmutender Komplex für 6.000 Bewohner, entstanden in den 1970er- und 1980er-Jahren. In der Mitte jeder Straße steht ein großer Hochweg aus Beton – deswegen „High Deck“ –, der nur zu Fuß zu erreichen ist. Von hier geht es über kleine Brücken zu den Hauseingängen. Unten leben die Autos, oben leben die Menschen – an sich



eine gute Idee, aber wie viele vergleichbare Stadtrand-Beton-siedlungen trägt auch diese heute den Stempel „sozialer Brennpunkt“. In der Neukölln-Serie „4 Blocks“ wird in den Garagen der Siedlung mit Drogen gehandelt, und im echten Leben fand hier ein Teil der deutschlandweit diskutierten Krawalle in der Silvesternacht 2022/2023 statt.

Und heute? Fährt unten tatsächlich ein Polizeiwagen Streife, während oben ein klei-

ner Junge auf einem Bobbycar mit Mercedesstern fährt. Er ist eins von knapp zwei Dutzend spielenden Kindern. Insofern geht das Konzept der autofreien High Decks auf. Einige Frauen, die meisten tragen Kopftuch, sitzen auf Campingstühlen am Rand und behalten die Sache im Blick. Aus einem Haus kommt ein Mann mit Kaftan, überhaupt sind Männer nur im Unterwegs-Modus zu sehen. Auch ich mache mich wieder auf den Weg.

Von Michael Brake

ISLAMISCHES ZENTRUM
IMAM RIZA
(a.s.)

93

Hinter der Tür

Für die Gläubigen ist die *Imam-Riza-Moschee* ein Ort der Gemeinschaft, für manche sogar der Integration. Der Verfassungsschutz sieht hingegen eine Nähe zu radikalen islamistischen Organisationen und zum iranischen Regime. Unser Reporter hat die umstrittene Moschee besucht

Bald wird wieder getrauert – die Vorfreude ist groß. Es ist Mitte Juli, und bis Aschura fehlen nur wenige Tage. Dann beklagen weltweit Millionen schiitische Muslime den Tod von Imam Husain, eines Enkels des Propheten Mohammed, der bei der Schlacht von Kerbela im heutigen Irak gefallen ist.

In der Imam-Riza-Moschee in Berlin-Neukölln laufen die Vorbereitungen schon auf Hochtouren. Manche verzieren die Wände mit Bannern, andere kaufen Lebensmittel für die Aschura-Speisen oder prüfen die Lautsprecher.

Mansour, einer der Moscheebesucher, Anfang 30, zeigt mir Videos vom letzten Aschura-Fest. Ein großer Raum voller schwarz gekleideter Männer ist zu sehen, sie schlagen sich zum Rhythmus hypnotischer Klänge mit den Fäusten auf die Brust und stoßen dabei kehlige Trauerrufe aus. Der dunkle, überfüllte Raum, die rhythmischen Bewegungen und die Musik haben für einen Westeuropäer etwas von einem Tanzclub.

Für Mansour ist Imam Husain ein Vorbild für Gerechtigkeit und Freiheit. Und der Gedenktag seines Todes der Höhepunkt des Jahres. Trotz der Trauer freut er sich auf das Fest. Er fühle sich danach gereinigt, wie neugeboren.

Von außen ist die Imam-Riza-Moschee unauffällig. Nur die orientalisch verzierten Fenster und eine LED-Anzeigetafel mit der Inschrift „Islamisches Zentrum Imam Riza“ über dem Eingang weisen darauf hin, dass sich in dem Haus in der Reuterstraße in Berlin-Neukölln ein Gebetsort befindet.

Im Gegensatz zu einigen anderen Moscheen in Deutschland steht hinter der Imam-Riza-Moschee laut eigener Aussage kein großer Geldgeber – keine Stiftungen, keine Staaten wie Saudi-Arabien, Türkei oder Iran –, sondern die Moscheebesucher selbst: schiitische Türken, Aserbajdschaner, Afghanen und Iraner. Sie finanzieren die Moschee durch den Mitgliedsbeitrag an einen Solidaritätsverein. Neben religiösen Veranstaltungen gibt es in der Moschee auch kulturelle Events, etwa das persische Neujahrsfest und Sprachkurse.

Doch außerhalb ihrer Mauern hat die Moschee keinen guten Ruf. 2020 wurde laut Medienberichten eine Gedenkfeier für den von den USA getöteten iranischen General Qassem Soleimani, der auf der EU-Terrorliste stand, abge-

halten. „Die Moscheebesucher huldigen einem Mörder und Terroristen“, titelte „Die Welt“. Der „Tagesspiegel“ zitierte deutsche Sicherheitskreise, wonach sich in der Moschee auch Anhänger der Hisbollah treffen, einer radikalschiitischen Organisation aus dem Libanon, gegen die in Deutschland ein Betätigungsverbot gilt. Auf Nachfrage bestätigt der Bundesverfassungsschutz, weiterhin Hinweise zu haben, dass einzelne Mitglieder und Besucher der Moschee dem iranischen Regime und der Hisbollah nahestehen.

Als ich im Februar dieses Jahres zum ersten Mal in der Moschee bin, weiß ich nichts davon. Mansour hat mich eingeladen, ich komme als Freund. Ich kenne ihn seit mehreren Jahren, auch seine Geschichte: die Privatschule, die er in Afghanistan leitete, sein Motto, Männer und Frauen gemeinsam studieren zu lassen, die Drohungen der Taliban, schließlich die Flucht nach Deutschland.

Wir sind spät dran. Das Gebet ist zu Ende, aber einige Gläubige, Jugendliche mit Oberlippenflaum und Männer im Alter von Mansour, sitzen noch auf den Teppichen rund um den Ältesten der Gruppe versammelt, einen bärtigen Mann Mitte 40, der Fragen rund um den Glauben beantwortet. Auch ich darf Fragen stellen, selbst heikle Fragen, etwa über die politische Vereinnahmung des Glaubens durch die Mullahs im Iran. Er sagt, das stehe außerhalb seines Urteilsvermögens.

Als ich nachfrage, warum man das iranische Regime verehrt, wird die Stimmung im Büro des Imam feindlich

Ganz anders läuft es bei meinem zweiten Besuch Mitte Juli – dieses Mal komme ich als Journalist. In einem karg eingerichteten Büroraum sitzt ein türkischer Imam vor mir, der zu den Vorsitzenden des Moscheevereins gehört.



Muslimische Gläubige feiern das Ende der Fastenzeit mit dem Zuckerfest

„Wir sprechen mit Medienvertretern grundsätzlich nicht“, weist er mich sofort ab. Zwei Gründe nennt er dafür. Erstens: Journalisten hätten in der Vergangenheit Tatsachen und Aussagen der Moscheevertreter verdreht. Konkrete Beispiele dafür nennt er nicht.

Der zweite Grund: Journalisten würden ständig nur politische Fragen stellen. Das hier sei eine Gebetsstätte, kein Ort für politische Auseinandersetzungen. Ich frage nach der Gedenkveranstaltung für Qassem Soleimani: Wenn die Moschee mit Politik nichts zu tun haben will, warum hat man damals einen iranischen Regimevertreter geehrt? Die Stimmung, die zuerst noch höflich distanziert war, wird nun feindlich: „Sehen Sie? Sie machen alles politisch!“ Auf eine nachfolgende Anfrage per E-Mail bekomme ich keine Antwort.

Moscheen in Deutschland werden oftmals als verschlossene Welten beschrieben. Für sein Buch „Inside Islam“ aus dem Jahr 2017 hat der Journalist Constantin Schreiber einige Moscheen in Deutschland besucht und aufgezeichnet, was dort gepredigt wird. Dabei gab es an dem Buch auch viel Kritik; unter



anderem, dass der Autor auf der Grundlage weniger Moscheen ein zu negatives Bild zeichne.

Die Predigt, die er in der Imam-Riza-Moschee in Neukölln dokumentiert, stammt ausgerechnet von Sabahattin Türkyilmaz, jenem Imam, der meine Fragen nicht beantworten wollte. Seine Predigt, die man in Schreibers Buch nachlesen kann, ist hochpolitisch. Er macht aus seiner Abneigung gegen die Demokratie keinen Hehl: „Ihr könnt nicht sagen: ‚Ich bin zugleich Demokrat und Schiit.‘ Nein, das geht nicht.“

Auf seinem Facebook-Profil teilt Türkyilmaz bis heute regelmäßig die Reden von Ali Khamenei, dem obersten Führer des islamistischen Regimes in Iran, das allein im letzten Jahr über 500 Demonstranten und Dissidenten töten beziehungsweise hinrichten ließ. Vor Jahren trat Türkyilmaz als Imam einer Frankfurter Moschee zurück, weil er wegen seiner Teilnahme an einer antisemitischen Veranstaltung in die Kritik geraten war.

Die Predigten von Türkyilmaz habe er nie gehört, sagt Mansour. Weil er kein Türkisch spricht, würde er sie gar nicht

verstehen. Auch sonst habe er nie erlebt, dass in der Moschee von Politik gesprochen wird: „Wir wurden sogar dazu ermahnt, politische Diskussionen nicht im Moscheebereich auszutragen.“ Die medialen Berichte über die Nähe zur Hisbollah und zum Mullah-Regime im Iran seien ihm neu.

Das könnte daran liegen, dass die Afghanen, wie Mansour, hier ihre eigenen persischsprachigen Gelehrten haben. Sie entrichten ihren Mitgliedsbeitrag und dürfen im Gegenzug die Räumlichkeiten der Moschee nutzen, ihre Veranstaltungen finden getrennt von der türkischsprachigen Gemeinschaft statt. Mansour betont auch mehrmals, dass er nicht für die anderen Moscheebesucher, sondern nur für sich selbst spricht.

Die Moschee ist für ihn ein wichtiger Bestandteil seines Lebens. Jede Woche kommt er einmal zum Gebet, danach sitzen er und die anderen Gläubigen oft noch zusammen, trinken Tee oder gehen gemeinsam mit ihrem Imam eine Shisha rauchen.

Doch welche Botschaften hören die Moscheebesucher bei den afghani-

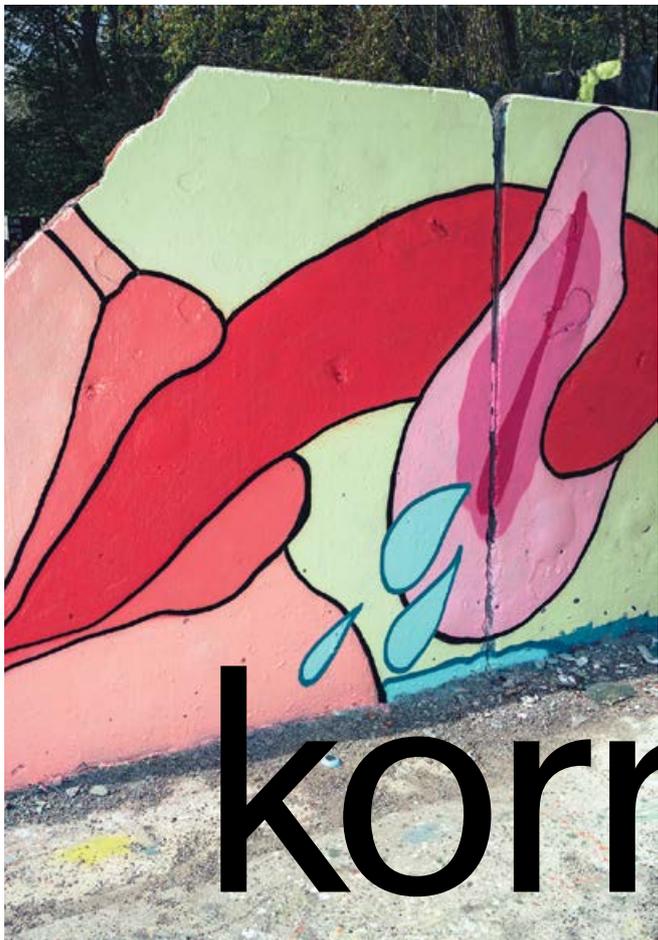
schen Gelehrten? „Es geht meistens um rein religiöse Themen“, berichtet Mansour, „aber manchmal auch um unser Leben als Muslime in Deutschland.“ Der Prediger beziehe Deutschland oft in seine Gebete mit ein, es möge frei und friedlich bleiben. Er halte die Gläubigen dazu an, dankbar zu sein, dass man hier aufgenommen wurde. Er ermahne sie, sich anzupassen und nach außen ein gutes Bild vom Islam zu zeigen.

„Wir sollen beispielsweise unsere schwarzen Aschura-Fahnen mit den arabischen Inschriften nicht auf den Balkon hängen, weil Deutsche, die den Brauch nicht kennen, das missverstehen und uns für Extremisten halten könnten“, erzählt Mansour. Als ich ihn einmal als „strenggläubig“ bezeichne, lehnt er den Begriff ab: „Strenggläubig heißt für mich radikal. Das sind die, die zum Beispiel einer Frau nicht die Hand geben.“

Mansour zeigt mir ein anderes Bild von der Moschee als jenes, das man von den Medien kennt. In seinen Berichten wird die Moschee zu einem Ort, wo Menschen abgeholt und auf eine neue Gesellschaft vorbereitet werden, ohne ihre eigenen Glaubenssätze ablegen zu müssen.

Für viele – vor allem für jene, die als unbegleitete Minderjährige nach Deutschland kamen – sei die Gemeinschaft der Moscheebesucher wie eine Familie. In ihrer Freizeit gehen sie nicht nur Shisha rauchen, sondern auch Fußball spielen, schwimmen oder grillen. „Statt auf der Straße herumzuhängen und auf die schiefe Bahn zu geraten, kommen sie zu uns“, sagt Mansour.

Die Moschee als Ort der Integration, nicht nur des Gebets. Dass das gelingen kann, ist eine Ansicht, die zahlreiche Islamwissenschaftler und Integrationsexperten mit Mansour teilen. Wie es gelingen kann, bleibt aber eine offene Frage: Initiativen für mehr Dialog zwischen Moscheen und Öffentlichkeit gibt es schon, wie etwa das Projekt „Moscheen für Integration“. Auch staatliche Förderungen, falls bestimmte Kriterien erfüllt werden, oder Sanktionen im Falle von demokratiefeindlichen Predigten sind Ideen, die diskutiert werden. Andernfalls bleibt es, wie in der Imam-Riza-Moschee, den einzelnen Imamen und Moscheeältesten überlassen, wie sie ihren Einfluss auf die Gläubigen nutzen. ➔



Den
Kiez
korrigieren



We got a message for you:
Feministische Botschaften in
Wort und Bild sind das
Programm der Graffiti-Gruppe



Diese Neuköllner Graffiti-Crew will mehr als nur Häuserwände verzieren und der Stadt ihren Stempel aufdrücken, sondern auch dem Machotum in der Szene an den Kragen – eine Fotoreportage



Clit. Mackablut. Hoes b4 Bros. PMS Ultras. Viele Botschaften sind simpel, sie müssen simpel sein: Beim Graffiti geht es darum, sich in die Stadt einzuschreiben. Für Max (ein Pseudonym, der echte Name soll hier geheim bleiben) und zwei Freundinnen begann alles im ersten Corona-Lockdown. „Wir waren viel mehr draußen. Da fiel uns auf, wie viel rassistischer und antisemitischer Mist an die Wände getaggt war“, sagt Max. „Den konnten wir nicht stehen lassen.“ Also: Dosen raus, den Kiez korrigieren. Heute hat ihre Graffiti-Crew zehn Mitglieder.

Sie sind Azubis, Studierende und Mütter, Servicekräfte, Wohlsituierte und Prekäre; und allesamt FLINTA*, also Frauen, Lesben, intersexuelle, nichtbinäre, trans und agender Perso-

nen. Mehrmals im Monat geht die Crew zusammen los. Religiöse Orte sind tabu, Einfamilienhäuser auch. Sie besprühen Wände und Innenräume, auch mal ein Dach oder einen ganzen Waggon. „Ein Motiv über die ganze Länge, bestimmt 25 Meter“, erzählt Max. Viele halten das für Vandalismus, Graffiti kann strafbar sein. Für andere sind solche Bilder öffentliche Kunst.

Für ein Motiv, das an prominenter Stelle ein paar Tage stehen bleibt, riskieren Sprayer viel: Geldbußen und hohe Anwaltskosten, Jugendstrafen, manchmal, wenn sie auf U-Bahnen surfen oder über Starkstromleitungen klettern, ihr Leben. „Rennen, klettern, sich was trauen: Sprühen verlangt viele Attribute, die unsere Gesellschaft Männern zuschreibt“, sagt Max. Lange schien die Graffiti-Szene one big boys' club zu sein. Junge Männer, die oberkörperfrei vor ihren Pieces posieren, die ihre Skizzen ausstellen, deren Aktionen zigtausendfach auf YouTube angeschaut werden. Dabei waren Frauen schon immer dabei, oft stilprägend - wie Lady Pink oder die Frankfurterin Hera von Herakut. „Der weibliche Einfluss wird sichtbarer“, sagt Max. „Aber wir leben im Patriarchat. Und Graffiti ist wie jede Subkultur irgendwie auch nur die Gesellschaft im Kleinen.“

Das Sprühen kam in den 1980er-Jahren aus den USA. Wie so oft waren Unternehmen schnell dabei, sich die Gegenkultur einzuverleiben. Heute wird Graffiti als Form moderner Malerei besprochen, Banksy ist einer der bekanntesten Künstler, Street-Artists gestalten Seidenschals für Louis Vuitton. Diese Kommerzialisierung reicht bis Neukölln: Viele Sprayer machen Auftragsarbeiten und geben Workshops. Max ist das egal. Sprühen sei nun mal ein teures Hobby. „Und ich kenne niemanden, der nur legal malt.“



Paul Hofmann

Die Mitglieder wollen unerkant bleiben, schließlich ist Graffiti-Sprühen oft strafbar, zum Beispiel als Sachbeschädigung oder Hausfriedensbruch



Die

letzte Molle

Von Martin Hogger
Fotos: Robin Hinsch

Früher gab's in Neukölln an jeder Ecke eine Kneipe. Doch immer mehr stehen vor dem Aus. Wie groß der Verlust sein kann, zeigt ein Besuch im Bierbaum 3

Hans ist ein alter Mann mit alten Knochen und altem, günstigem Mietvertrag. Heute wollte er eigentlich nur einmal in Ruhe sein Bier trinken. Doch auf der anderen Seite des Holztresens müssen sich drei Männer (jung, angetrunken, essend) ja unbedingt um das verdammte Salz streiten.

„Gib mir mal rüber.“ – „Greif doch selber danach.“ – „Es kann doch nicht so anstrengend sein, das Salz diesen EINEN Meter rüberzuschieben.“ Dann wird es kurz noch lauter, bis die Barfrau einen Was-soll-dieser-Blödsinn-Blick hinüberwirft.

Von links dreht sich ein hagerer Mann mit langen grauen Haaren zu Hans. Bisher hatten sie schweigend nebeneinandergesessen. Der Hagere zieht an der Zigarette, die er sich zwischen die steifen Finger seiner linken Hand geklemmt hat, und atmet aus. „Wir sind 'ne Familie“, sagt er. „Aber manche... sind sehr eigen.“ Der Hagere und Hans (eher kleiner, rahmenlose Brille, Scheißegal-Frisur) schütteln gemeinsam den Kopf. Langsam, fast unmerklich tun sie das. Dann heben sie ihre Gläser.

Für nicht wenige hier ist diese Kneipe ein zweites Wohnzimmer, und die Menschen hier ein Familienersatz. Es muss schon weit nach Mitternacht sein im Bierbaum 3. Draußen auf der Schillerpromenade ist es still. Keine Über rollen mehr über das Kopfsteinpflaster, keine Kinder schreien auf dem Spielplatz nebenan. Alle sind sie zu Hause, nichts hat mehr auf. Nur im Bierbaum 3 brennt noch Licht. Im Bierbaum 3 brennt immer Licht.

Es gab mal eine Zeit, da war Berlin die Stadt mit der höchsten Kneipendichte der Welt. Im Jahr 1905 kam auf 157 Berliner eine Kneipe. Heute ist es eine auf 4.000. Und



es werden immer weniger. Im Februar musste die Kind-Klause in der Nähe des U-Bahnhofs Karl-Marx-Straße, keine zwei Kilometer vom Bierbaum 3 entfernt, zumachen. Obwohl sich ein Politiker für sie einsetzte, trotz Gerichtsverhandlungen, war nach fast 40 Jahren Schluss. Die Eigentümer des Hauses hatten „andere Pläne“. Andere Straße, ähnliches Schicksal: Das Abenteuerland, um die Ecke vom

Neuköllner Rathaus, machte irgendwann nach Corona einfach nicht mehr auf. Früher lief hier samstags die Bundesliga, die Spiele von Hertha BSC gab's sowieso immer live. Heute steht das Lokal leer.

Mit jeder dieser Kneipen verschwindet ein sozialer Raum, der für manche Menschen Heimat bedeutet, für Menschen wie Hans.

Hans kam 1981 aus München nach Berlin, um nicht zur Bundeswehr zu müssen. Ein Jahr später zog er nach Neukölln, studierte Informatik und Mathematik. Hans lächelt kurz, wenn er davon erzählt. Sein Spezialgebiet sei Compilerbau gewesen (ein Programm, das den Quellcode einer Programmiersprache in Maschinencode übersetzt), das habe er gerne gemacht. Doch dann wurde er Ende der 1980er schwer krank, mehr will er nicht sagen. Und als er ein paar Jahre später wieder arbeiten konnte, gab es Heimcomputer, neue Programmiersprachen, Hans hielt nicht mehr mit. Er hebt sein Glas an. Das ADHS habe auch nicht gerade geholfen, sagt er und stürzt den letzten Spuckeschluck hinunter.

Sofort steht die Barfrau da, er reicht ihr sein Glas. „Mit Gemüse?“, fragt sie. Hans: „Is' ja für umsonst.“ Ein paar Sekunden später hat Hans ein neues Bier vor sich. In der Schaumkrone schwimmt eine Zitronenscheibe.

Billiges Bier
für Menschen
mit wenig Geld:
Solche Orte
werden weniger

Seit 2001 wohnt Hans im Schilkerkiez. Die Mieten waren billig, es gab viel Leerstand, denn der Flughafen war noch in Betrieb, und Hans'

Wohnung lag in der nördlichen Einflugschneise. „Früher war Berlin eine Stadt, wo sie einen in Ruhe gelassen haben“, sagt Hans. Dass sich jemand umdreht und guckt, da müsse man schon was Besonderes bringen. Berlin sei immer tolerant gewesen. Man könne es auch „gleichgültig“ nennen, sagt Hans.

Ihm war auch gleichgültig, als im Jahr 2003 schräg gegenüber seiner Wohnung eine Kneipe eröffnete, in der viele Rocker herumhingen, der Bierbaum 3. Hans ging hin. Sie ließen ihn in Ruhe sein Bier trinken, außerdem gab es ein unschlagbares Frühstücksangebot: Schinken, Wurst, Käse, Salami, Marmelade, Frischkäse, ein Stück Gurke, Tomate, zwei Brötchen und ein gekochtes Ei kosteten nur EINEN Euro. Das Angebot ist inzwischen von der Karte. Hans ist noch immer hier. Genau wie das Motorradmodell, das neben der Eingangstür hängt. Links und rechts davon stehen die Preise auf großen Tafeln.

Futschi (Cola und Weinbrand gemischt): ab 2 €
Schnäpse: ab 1,30 €
Cocktails: ab 5 €

Einen Pott Kaffee kriegt man für 1,50 €. Eine Molle, so nennen Berliner ihr Bier, kostet 3,90 € (0,5 l).

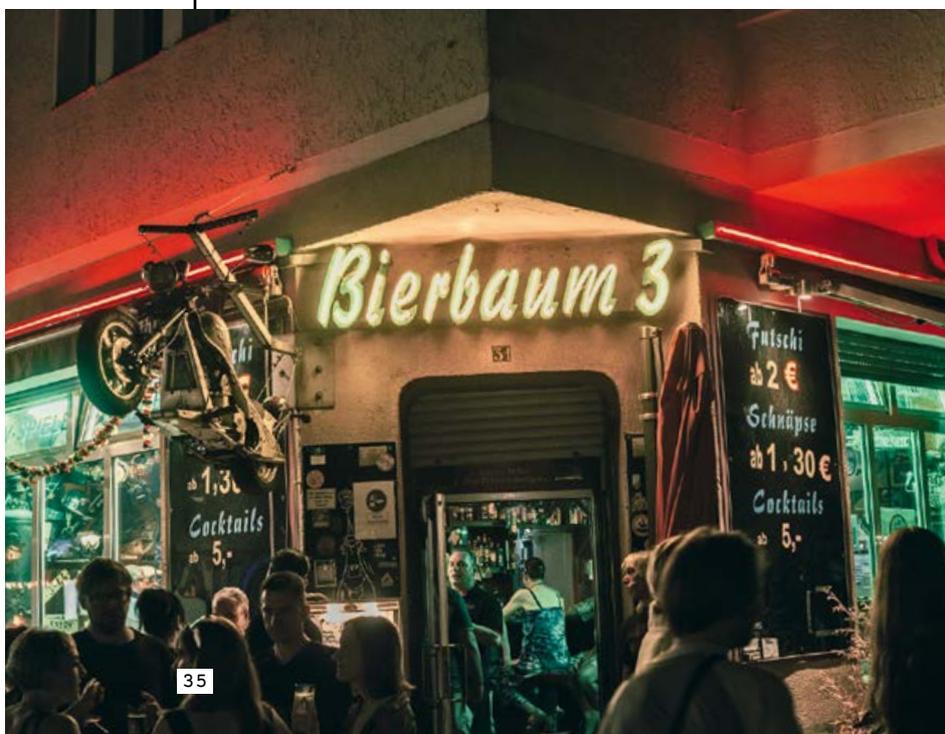
Der Bierbaum 3 besteht aus zwei spärlich beleuchteten Räumen. Vorne steht links die Bar. Zwischen den Hockern steht ein Baum aus Plastik. Manchmal lehnt ein

Betrunkener daran und schläft. Die Krone reicht bis unter die Decke, wo Dutzende kleine Motorräder wie Sterne aufgehängt sind. Im hinteren Raum steht der Billardtisch. An den Wänden hängen Hunderte Fotos, wie ein Familienalbum der vergangenen Jahre. Sie zeigen Abdul, den Wirt. Sie zeigen Stammkunden. Sie lachen und liegen sich in den Armen.

Das Highlight im Bierbaum 3 ist die Jukebox - wenn sie nicht gerade außer Betrieb ist. Für zwei Euro bekommt man zwölf Lieder und manchmal wundervolle Szenen. Zum Beispiel, als am frühen Abend ein paar Studierende „Girlfriend“ von Avril Lavigne ballern. Plötzlich schreckt der Hagere neben Hans auf, er hatte nur mal ein wenig gedöst. Jetzt grinst er breit und breiter und setzt zur Luftgitarre an. 30 Jahre sei er Musiker gewesen, erzählt er später. Dann Schlaganfall Nummer 1. Dann Nummer 2. Dann Schlaganfall 3. Seitdem sind seine Finger fast nur noch zum Zigarettenhalten gut. Trotzdem luftgitarrt der Hagere den ganzen Song durch, sogar sein Girlfriend neben ihm wippt mit. Sie sieht ähnlich verlobt aus wie er. Er nennt sie „meine Süße“.

Die Berliner Kneipenkultur ist weltweit fast einzigartig. Das sagt der Schriftsteller Clemens Füsers, und der muss es wissen. Drei Bücher hat er bereits über sie geschrieben. Die klassische Eckkneipe gebe es nur in Berlin, um den Hamburger Hafen und im Ruhrgebiet. München, zum Beispiel, sei einfach nicht proletarisch genug gewesen.

Was meint er damit? Kurzer Rewind ins Jahr 1870, das Zeitalter der Industrialisierung. In Berlin schossen die Fabriken wie Pilze aus dem Boden, die Fabriken brauchten Arbeiter, die Arbeiter brauchten Wohnraum, den sie nur in räumigen Mietskasernen fanden, in denen sie mit ihrer ganzen



Familie hausten. Teilweise zu zehnt in einem Zimmer, wie die Tiere, sagt Füsers. Die Kneipe sei also gebraucht worden, zur Erholung.

Also gut, aber was macht eine klassische Berliner Kneipe aus?

Füsers zählt auf:

- Das Bier muss fließen.
- Im Prinzip sollte der Hahn nie trocken werden.
- Der Wirt muss eigen sein, rau, aber herzlich.
- Nett mögen es die Berliner nicht.
- Hell auch nicht unbedingt.
- Rauchen: Tendenz zu ja.
- Optional: Auf dem Tresen steht ein Glas mit Soleiern.

Das Wichtigste aber sei: Die Berliner Kneipe ist ein Ort für jeden, man dürfe darin sein, wie man will.

Das Kneipensterben sei kein neues Phänomen, Kneipen würden in Berlin schon seit den 1950ern sterben, sagt Füsers. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren die Mietskasernen passé. Die Leute hatten plötzlich eigene Schlafzimmer, eigene Wohnzimmer, eigene Fernseher, sie mussten die Erholung nicht mehr in die Kneipe outsourcen. Deutschland wurde zur

Wohlstandsgesellschaft, und wer Wohlstand hat, der braucht kein billiges Bier mehr, keine Soleier, keine Vitamine aus der Bier-Zitrone. Wen die Wohlstandsgesellschaft aber vergessen hat, der schon.

Hans ist gern still, oft scheint er nicht gefragt zu werden, was aber nicht heißt, dass er nichts zu sagen hat. Er kann stundenlang über ChatGPT reden („Nicht mehr als ein stochastischer Wortpapagei“), über Medienkritik („Der fluter wird nur Klischees verbreiten, die in die bürgerliche Ideologie passen“) und am liebsten über Karl Marx und den Kapitalismus („Den Preis der ‚Freiheit‘ zahlen die Armen – egal, ob hier oder in Billiglohnländern“).

Die Berliner Kneipen sterben, weil billiges Bier für Menschen mit wenig Geld den Wirten kaum die Miete zahlt, weil die Mieten zudem steigen, weil Immobilien zum Spekulationsobjekt werden. Das alles sagt auch Clemens Füsers. Er schlägt deshalb vor, die Berliner Kneipen zum Weltkulturerbe zu erklären. Bevor sie ganz weg sind.

Noch aber kommen sie alle im Bierbaum 3 zusammen. Neben den Stammgästen tauchen inzwischen auch Studierende im Bierbaum auf, sagt Hans, und sogar Touristen. Aber sollen sie doch kommen, sagt Hans. Sitzen bleiben werde er sowieso. Er kann nirgendwo anders mehr hin. Er hat einen alten Mietvertrag. ➔

Round about, Teil 3



Chris Gueffroy wurde nur 20 Jahre alt. Er starb durch einen Schuss ins Herz, abgefeuert von einem DDR-Grenzsoldaten, der seine Flucht durch den Britzer Verbindungskanal in den Westen verhindern wollte. Das war im Februar 1989, nur neun Monate vor dem Mauerfall. Von den mehr als 100 Menschen, die an der Berliner Mauer ihr Leben verloren haben – darunter auch Kinder –, war Gueffroy der letzte, was ihm eine traurige Prominenz verliehen hat. An der Stelle, wo er starb, wurde eine Straße nach ihm benannt, eine Kurzbiografie steht auf einer Gedenktafel. Es ist bei Weitem nicht die einzige dieser Art an der Bezirksgrenze, und viele sind nicht mehr im besten Zustand.

Der Kanal mündet in eine imponierende Wasserkreuzung, über die sich eine Autobahn spannt. Dieser Abschnitt der A 113 wurde erst nach der Wende gebaut, er verkürzt den Weg von Neukölln nach Dresden, Cottbus, Frankfurt (Oder). Schnurgerade zieht sich der Weg kilometerweit zwischen einer mit Graffiti verzierten Lärmschutzwand und dem von Brombeersträuchern und Pappeln gesäumten Teltowkanal entlang, ein Highway für Fahrradberufspendler und Freizeitsportler. Wer sich fragt, ob es eigentlich noch Inlineskater gibt: Ja, hier. Gemeinsam mit der Autobahn überquere ich den Kanal in Richtung Süden, oben auf der Brücke steht in großen roten Graffitibuchstaben „FCU“, für den 1. FC Union Berlin, und deutlich kleiner: „Hertha BSC“. Die



frühere Ost-West-Grenze ist heute eine Battlezone der Fans der beiden großen Berliner Fußballvereine, und wie auf dem Rasen hat der Osten (Union) aktuell die Nase vorn.

Auf der anderen Seite finde ich ein kleines Stück original erhaltene Grenzmauer, das mittlerweile von einem massiven Metallzaun umgeben ist, damit es niemand bemalt oder gar klaut. Und wieder kommt ein langer Abschnitt auf einem autofreien Grünstreifen, dieser nennt sich

Landschaftspark Rudow-Altglienicke. Er ist deutlich sorg- und vielfältiger angelegt als die bisherigen Grünstreifen, selbst die Mauergedenktafeln sind hier neuer und besser in Schuss. Auf einer von ihnen lerne ich, dass unter mir in den 1950ern mal ein unterirdischer Spionagetunnel verlief, durch den die US-Amerikaner Ostberliner Telefonleitungen angezapft haben. Heute weidet in unmittelbarer Nähe eine Gruppe Wasserbüffel. Auch das ist Neukölln.

Von Michael Brake

Mehr als 14 Millionen Menschen in Deutschland galten 2021 statistisch gesehen als arm – in Neukölln ist der Anteil mit über 29 Prozent besonders hoch. Dort gibt es Deutschlands einzigen Armutsbeauftragten: *Thomas de Vachroi* will, dass Menschen, die am gesellschaftlichen Leben nur schwer teilnehmen können, gesehen werden – und dass sie satt werden

Von Anja Martin

Die Sommersonne brennt auf den Bürgersteig in der Weisestraße und auf die Köpfe der Menschen vor der Hausnummer 34. Manche wollen noch schnell eine rauchen, andere müssen erst mal in den „Alkomat“ pusten, der anzeigt, ob jemand getrunken hat. Wer hier mit über einem Promille aufkreuzt, kommt gar nicht erst rein in die Tee- und Wärmestube. Hier verteilt man Essen an die, die es brauchen – egal, ob sie obdachlos sind oder sich schlicht den Einkauf im Supermarkt nicht mehr leisten können. Und das sind viele: Denn Armut ist allgegenwärtig in Deutschland. Im Jahr 2021 waren laut Paritätischem Wohlfahrtsverband 16,9 Prozent der Bevölkerung armutsgefährdet, lagen also mit ihrem Einkommen unter 60 Prozent des Durchschnittseinkommens. Für Alleinlebende hieß das, dass sie nicht mehr als 1.148 Euro im Monat zur Verfügung hatten, bei zwei Erwachsenen mit zwei Kindern unter 14 Jahren waren es unter 2.410 Euro. In Neukölln trifft das auf über 29 Prozent der Bevölkerung zu. Es ist damit der Berliner Stadtteil, in dem die meisten armen Menschen leben. „Armut kann eine ganze Nation kaputtmachen“, sagt Thomas de Vachroi. Wer nicht materiell teilhaben könne, fühle sich ausgeschlossen, abgehängt, missverstanden. Und gehe auch oft nicht mehr wählen.

De Vachroi, 63 Jahre alt, ist der erste und einzige deutsche „Armutsbeauftragte“. Seine Stelle teilen sich die evangelische Kirchengemeinde und das Diakoniewerk Simeon, das auch die Tee- und Wärmestube betreibt. Weil Armut so real wie übersehen ist, soll er ihr Gesicht und ihre Stimme sein. Jetzt steht er gerade vor der Teestube und grüßt in alle Richtungen. Hallo, hallo. Alles gut? Muss ja,

Der Sichtbarmacher



muss ja. „Ich lebe streng nach Psalm 23!“, ruft ihm ein Stammgast zu. „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.“ Sehr viele Menschen kommen hierher, um zu essen. „Am Sonntag mussten sie hier zumachen wegen Überfüllung“, sagt de Vachroi. „Die haben die Einrichtung gestürmt. Vor lauter Hunger!“

De Vachroi findet es schlimm, wenn Ärzte Obdachlose abweisen, weil sie stinken würden. „Ja, warum stinken sie denn?“, fragt er und gibt gleich die Antwort: „Weil sie sich nirgends waschen können. Weil die Gesellschaft wegschaut. Dabei haben sie das Recht, mit Würde behandelt zu werden.“

Er sieht sich als eine Art Botschafter der Armen. Für ihre Anliegen spricht er mit Behörden und Menschen, die helfen können. Er springt von einer Sitzung im Rathaus zum Sommerfest eines Kirchenordens und zu einem

Plausch mit Politikern. Manchmal führt er Fernseheteams durch Neukölln, um auf die Missstände aufmerksam zu machen. „Es geht mir darum, dass die Armut sichtbar bleibt.“

Er möchte, dass die Politik mehr Geld für die Armen ausgibt. Denn ohne

Ehrenamtliche gehe schon jetzt nichts mehr: „Man muss immer betteln gehen.“ Entsprechend kennt er keinen Feierabend und networkt bis spätabends. So ist er in der Tee- und Wärmestube zwar nur für die Außenwirkung zuständig, bindet sich aber trotzdem einmal im Monat die Kochschürze um und macht Kartoffelsalat und Buletten. Jetzt spricht er aber erst mal über die Gentrifizierung in manchen Kiezen und dass die Teestube nach 40 Jahren rausmuss, weil der Vertrag bald ausläuft und sie sich die neue Miete nicht mehr leisten kann. Aber er hat schon einen Plan: Eine Folgeeinrichtung soll eine Ecke weiter entstehen, auf einem Kirchengrundstück. Mit großer Kleiderkammer, Umkleiden, Duschen und Apartments. Ein bisschen Spenden sammeln muss er dafür noch, aber damit kennt er sich ja aus.

Bis 2030 soll niemand mehr auf der Straße leben, das ist das Ziel der EU. „Ich weiß gar nicht, wie das funktionieren soll“, sagt de Vachroi, der sich einen Armutsbeauftragten für die ganze Hauptstadt wünscht. Momentan sieht es allerdings eher so aus, als würde Berlin noch ärmer: Die Stadt muss sparen, und erste Streichlisten kursieren. In Neukölln trifft das wahrscheinlich auch die, denen man eigentlich gar nichts mehr wegnehmen kann: die Obdachlosen. ➔



Ein-Mann-Lobby für Arme: de Vachroi

Leben, wie man ist:
Neukölln ist für queere
Menschen aus aller Welt ein
Ort, wo sie ihre sexuelle und
geschlechtliche Identität
feiern können

Von Noelle Konate

Die Menge klatscht und jubelt, als falsche Schnurrbärte über sie hinwegfliegen, gefolgt von Jacken und Oberteilen. Stück für Stück schmeißt Dragking Monty Ray Teile seines Outfits ins Publikum, bis er am Ende seiner Performance zu Mikas Song „Grace Kelly“ nur noch im weit aufgeknöpften Hemd auf der kleinen Bühne vor dem glitzernden Vorhang steht. Aber heute geht es um viel mehr als nur ums Ausziehen: nämlich um die Möglichkeit, seine Identität zu feiern und sich so zu zeigen, wie man sich fühlt und ist.

Für die deutsche LGBTQ-Gemeinde ist Berlin eine feste Größe: Der dortige Christopher Street Day ist eine der meistbesuchten Pride-Veranstaltungen Europas, und zum Lesbisch-schwulen Stadtfest in Berlin-Schöneberg kamen Mitte Juli Hunderttausende. Viele Jahre war vor allem Schöneberg bekannt für seine queere Kultur – in den vergangenen Jahren aber zog es junge LGBTQs eher nach Neukölln. Auch das SchwuZ (Schwules Zentrum) zog 2013 von Kreuzberg nach Neukölln. Es bezeichnet sich als ältesten queeren Club Deutschlands und gilt als eine Institution in der Szene.

Nicht ganz so lang, aber immerhin schon seit 2007 gibt es das Silverfuture in der Neuköllner Barmeile Weserstraße. Es war wohl die erste queere Bar im Bezirk und ein beliebter Treffpunkt für Menschen, die nicht heterosexuell sind oder



Zeig
mal
deine
ID

deren geschlechtliche Identität nicht der binären Norm entspricht. Meist ist es voll und laut, statt einer großen Weinkarte gibt es günstige Drinks, regelmäßig finden zudem unterschiedliche Veranstaltungen statt: Dragshows, Date-Nights und Poetry-Abende. Heute Abend moderiert Monty Ray eine Talentshow. „Das ist ein Ort zum Treffen, Abhängen, Flirten und – natürlich – um Dates zu haben“, sagt Helena Krausz, die im Silverfuture Veranstaltungen organisiert.

Während man in regulären Bars als queere Person kritischen Blicken ausgesetzt sein kann, ist das Silverfuture auch ein Zufluchtsort. Da die Bar für alle Menschen zugänglich ist, ist aber auch der Club nicht frei von Diskriminierungen. Deswegen klebt auf den Blumenvasen auf den Tischen ein Schild, das darum bittet, respektloses Verhalten an der Theke zu melden. Darunter fallen auch Heteropärchen, die den ganzen Abend in der Bar knutschen. „Das ist problematisch, dadurch verändern sich Dominanzen im Raum“, erklärt Sabine Holzmann, Mitbetreiberin des Silverfuture.

Erst hatte sie Bedenken, eine queere Bar in Neukölln zu eröffnen. Mitte der Nullerjahre sprach man überall von den unhaltbaren Zuständen an der Rütli-Schule, wo Lehrer und Lehrerinnen über die gewalttätige Schülerschaft klagten. Obwohl der Bezirk in Verruf geraten war, zogen immer mehr junge Menschen hierhin – mit Lust auf alternative Lebensentwürfe, darunter viele Queere. „Damals gab es einfach keinen Ort für uns in Neukölln“, erinnert sich Holzmann. Früher hätte es in ihrer Straße hauptsächlich Trödeläden und Kaffee- und Teestuben für Männer gegeben. Einige der Immobilien standen einfach leer und waren günstig zu mieten. Wichtig sei ihnen gewesen, dass die Bar in der Nähe einer U-Bahn-Station lag, damit die Gäste nicht lange durch dunkle Straßen laufen müssen.

Natürlich sind sogenannte Hatecrimes auch in der Neuköllner Community ein Thema. Laut der Erfassungsstelle „Berliner Register“ gab es 2022 in ganz Berlin 239 LGBTQ-feindliche Vorfälle, dabei wurden nicht nur Beleidigungen und Gewalt gezählt, sondern auch homophobe Aufkleber. Besonders viele Vorfälle gab es mit 42 in Berlin-Mitte, in Neukölln waren es 22 Fälle – doch davon 13 tätliche Angriffe auf Personen. Der „Tagespiegel“ berichtete im Juli dieses Jahres von einem schwulen Paar, das nach etlichen Angriffen aus Neukölln wegziehen will.

„Natürlich passiert das, und das ist ein Problem“, sagt Silverfuture-Betreiberin Holzmann. Problematisch finde sie, wenn sich die Berichterstattung über die Täter auf einen etwai-



Glam & Glitter:
Auf den Bühnen von Clubs wie dem Silverfuture oder dem SchwuZ stehen Dragkings und Dragqueens auf der Bühne

gen Migrationshintergrund fokussiere. „In Neukölln leben eben viele Menschen mit Migrationshintergrund“, sagt sie und fügt hinzu: „Mir ist es egal, woher jemand kommt, meiner Meinung nach geht die Gewalt von Cis-Männern aus. Es ist ein männliches Problem.“ Ihre Forderung wäre, Jugendliche besser über Gender aufzuklären.

Dass die generelle Angst für eine queere Person real ist, macht auch Dragking Monty Ray später an diesem Abend deutlich: „Weil ich spät dran war, habe ich kurz überlegt, mich im Bus zu schminken – es aber gelassen, da es nicht sicher ist. Später werde ich mit einem Uber nach Hause fahren.“

Nach ihm tritt noch ein anderer Dragking auf die Bühne: Peach Fuzz inszeniert sich als Priester. Kurz nachdem er die „Hostie“ gebrochen hat, reißt er sich das Gewand vom Körper und zeigt sich in Unterwäsche und Rosenkranz als unkonventionelle Interpretation von Jesus. Er selbst kommt aus einer konservativen Kleinstadt in Deutschland.

Die Performance kann als Kritik an seinen Erfahrungen dort verstanden werden. Die Menge grölt, und eine ältere Dame im Publikum hält ein Pappherz mit seinem Namen in die Höhe. Es ist seine Mutter, die zum ersten Mal die Show sieht.

Als die Show vorbei ist, spaziert Peach Fuzz, mittlerweile in einen Leopardsatinmantel gehüllt, in den Backstagebereich, um sich abzuschminken. Langsam verschwinden die markanten Wangenschattierungen und das Augen-Make-up aus dem Gesicht. Dann erzählt er davon, dass er lange das Gefühl hatte, politisch nichts bewegen zu können. Abschließend sagt er: „Wenn sich aber ein paar queere Personen durch meine Performance empowered fühlen, sie einen guten Abend haben und positive Gedanken, dann verändere ich im Kleinen auch etwas.“





Ein weites





Feld



Dieses Feld ist ein Superlativ: Als der Tempelhofer Flughafen vor 15 Jahren geschlossen wurde, hatte Berlin bald darauf plötzlich eine der größten innerstädtischen Freiflächen der Welt - und der angrenzende Schillerkiez in Neukölln wandelte sich vom Problemviertel zur gefragten Wohngegend

Am späten Donnerstagabend kam noch mal eins. Um kurz nach 22 Uhr am 30. Oktober 2008 dröhnte die Turbo-prop-Maschine über die Hausdächer, landete sicher, tankte kurz auf und startete wieder. Noch in der Ferne war der Lärm zu hören. Dann herrschte Ruhe im Viertel, diesmal auf Dauer. Mehr als 80 Jahre lang donnerten Flugzeuge, die auf dem Flughafen Tempelhof mitten in Berlin landen wollten, über die Dächer des Schillerkiezes im Westen Neuköllns hinweg. Manchmal so knapp, dass man die Piloten im Cockpit erkennen konnte.

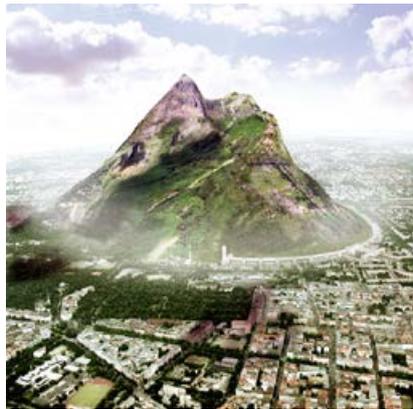
Kein Wunder, dass hier kaum jemand, der sich etwas anderes leisten konnte, freiwillig wohnen blieb. Damals war der Schillerkiez, benannt nach der zentralen Straße Schillerpromenade, eine der ärmsten Ecken der Stadt. Sperrmüll vor den Häusern, verwahrloste Wohnungen.

Doch 2008 wurde der Airport Tempelhof dichtgemacht, und als zwei Jahre später das ehemalige Flugfeld seine Tore für jede und jeden öffnete, wurde aus einem Problemviertel am Rande eines Flughafens eins der beliebtesten Altbauquartiere Berlins, an das ein riesiger Park grenzt: das Tempelhofer Feld. 300 Hektar zum Spazieren, Joggen, Inlineskaten oder einfach nur, um den Sonnenuntergang anzuschauen, und das mitten in der Großstadt, wo man den Himmel in vielen Straßenschluchten kaum sieht.

Seitdem ist das Tempelhofer Feld eine der größten innerstädtischen Freiflächen der Welt, und Hinzugezogene, Alteingesessene, Bürgerinitiativen und Investoren ringen miteinander um seine Zukunft und die des benachbarten Viertels. Es geht um zentrale Fragen der Stadtentwicklung, die sich an vielen Orten in Deutschland stellen: Wie halten wir es mit der Gentrifizierung? Wie viel öffentlichen Raum braucht eine moderne urbane Gesellschaft?

Der Schillerkiez ist wie ein rechteckiges Dorf mit Kopfsteinpflaster, begrenzt von zwei großen Straßen und zwei Parks. In diesem Rechteck leben laut Zahlen von 2021 rund 16.000 Menschen, die meisten in Altbauten, von denen jetzt immer mehr saniert und damit teurer werden, während andere weiterhin eher runtergerockt in den Straßen stehen. Ebenso gegensätzlich

wie die Hausfassaden ist das ganze Quartier: hier ein kleiner Blumenladen oder ein alter Späti mit Stammkundschaft und Bierbänken davor, dort ein neues Restaurant mit europäisch-mexikanischem Fusion-Essen oder ein genderneutraler Friseursalon, aus dem Techno auf den Fußweg pumpt. Immer mehr Menschen hier können sich jetzt so etwas leisten. Und über den Wochenmarkt auf dem Platz vor der Genezarethkirche schlendern samstags immer mehr Eltern mit Nachwuchs in sehr teuer aussehenden Kinderwagen.



„Vor unserer Tür prallen wirklich Welten aufeinander“, sagt Pfarrerin Susann Kachel, 45, die im Anbau neben der Kirche am Laptop sitzt. Sie arbeitet u.a. mit am Pilotprojekt „Startbahn“, das die Kirche als „Raum für Begegnungen und Vernetzungen“ neu positionieren will – etwa mit einem Pop-up-Hochzeitsfestival für Kurzentschlossene oder mit dem Auftritt eines queeren Chors auf dem Gebäudevordach. Solche Projekte würden natürlich vor allem die neu Zugewogenen im Viertel ansprechen, sagt Kachel, und die Jüngeren. Rund 55 Prozent der Kiezbewohnerinnen und -bewohner sind laut Angaben aus 2022 zwischen 18 und 45 Jahre alt – und nur 9,2 Prozent über 65.

Eine Ecke weiter bietet der „Mädchen*treff Schilleria“ für alle weiblichen, inter, nichtbinären und trans Personen „Empowerment- und Freizeiträume“. Das bedeutet: gemütliche Sofas, Tanzworkshops, politische Bildung, Gelegenheit zum Chillen. Der geräumige Eckladen mit Graffiti an der Fassade ist inzwischen eine gefragte Immobilie. Die

Think big: Unter all den Plänen für das Tempelhofer Feld war „The Berg“ wohl der fantasievollste – und der am wenigsten ernst gemeinte

Miete soll erst vor ein paar Jahren verdreifacht worden sein, sie frisst jetzt einen Großteil des Etats, sodass manchmal nicht mehr genug für Programm und Projekte übrig bleibt. „Und unsere Mädchen erzählen uns, dass sie sich im Kiez nicht mal mehr die Pommes nach der Schule leisten können, bevor sie zu uns kommen“, sagt Sevim Uzun, die hier aufgewachsen ist und jetzt als Erzieherin für die Schilleria arbeitet.

Mit solchen Beobachtungen ist Uzun nicht allein: In der Änderungsschneiderei mit dem ausgeblichenen blauen Schild muss die Betreiberin nach eigener Aussage mittlerweile quasi rund um die Uhr arbeiten, um ihre steigende Miete zahlen zu können. Und im altingesessenen Frisiersalon „Daniela“ ein Stück die Straße runter schießen der Inhaberin die Tränen in die Augen, weil ihr gerade der Laden gekündigt wurde. Sie hat jetzt keine Lust, zu reden.

In keinem Berliner Bezirk sind die Immobilienpreise zuletzt so stark gestiegen wie in Neukölln, die „Süddeutsche Zeitung“ berichtete von einer 60-Quadratmeter-Wohnung im Schillerkiez für mehr als eine halbe Million Euro.

Wäre es da nicht eine gute Lösung, auf dem Tempelhofer Feld neue Häuser zu bauen, am besten günstige Sozialwohnungen?

Tatsächlich hatte der Berliner Senat damals vor, nicht das ganze Feld, aber einen ca. 200 Meter breiten Streifen am Rand zu bebauen. Nicht nur mit Wohnungen, sondern auch mit Gewerbeflächen und öffentlichen Bauten wie einer Landesbibliothek. Dagegen formierte sich schnell eine Bürgerinitiative, die dem Senat unter anderem vorwarf, viel zu wenig bezahlbaren Wohnraum schaffen zu wollen und die Gentrifizierung durch teure Wohnungen auf dem Feld voranzutreiben. 2014 sprach sich in einem Volksentscheid eine Mehrheit dafür aus, dass das Tempelhofer Feld nicht bebaut wird, ein entsprechendes Gesetz wurde verabschiedet.

Seitdem sind die Diskussionen um das Feld nie verstummt, womöglich auch, weil Berlin von 3,47 Millionen Menschen (2014) auf 3,76 (2022) gewachsen und die Wohnungsnot noch größer geworden ist. Neun Jahre nach dem Volksentscheid

denkt ein neu gewählter Senat nun darüber nach, es noch mal zu probieren: Laut Koalitionsvertrag von CDU und SPD soll ein städtebaulicher Wettbewerb zumindest ausloten, welche Möglichkeiten es für eine Randbebauung gibt.

Doch die Beschützer und Beschützerinnen des Feldes sind wachsam. „Das hier ist ein Seelenort für sehr viele Menschen, nicht nur aus den umliegenden Kiezen“, sagt Peter Broytman, 41. Er wohnt im Schillerkiez, geht gern mit seinem Hund auf dem Feld spazieren – und ist einer von sieben gewählten Feldkoordinatoren, die im Auftrag der Berlinerinnen und Berliner über die transparente und gerechte Nutzung des Areals wachen. „Wir haben den Entschluss gefasst, dass wir uns auf allen Ebenen dafür einsetzen, dass das Tempelhofer-Feld-Gesetz in der jetzigen Form weiter Bestand hat“, sagt er. Heißt: Die Feldkoordinatoren sind strikt gegen jede Bebauung. Auch nicht ein bisschen, auch nicht nur am Rand. Denn das wäre womöglich ein Dammbbruch, mei-

nen sie, danach würde nach und nach immer mehr vom Feld abgezackt. Und was ist mit den ärmeren Menschen, die aufgrund der explodierenden Mietpreise in viel zu kleinen Wohnungen sitzen? „Wo sonst könnten solche Leute Familienfeste feiern?“, fragt Broytman zurück. Die Menschen in der Stadt bräuchten öffentliche Orte ohne Konsumzwang.

Etwas Ähnliches schwebt Cléo Mieulet, 52, auch für das ehemalige Flughafenterminal vor. Das ragt hinter ihr in den Himmel, abweisend und grau, ein über 1,2 Kilometer langer Bogen aus Beton, Stein und Stahl, 7.266 Räume, mehr als 300.000 Quadratmeter Geschossfläche. Das Gebäude wurde ab 1936 im Auftrag der Nationalsozialisten errichtet und war damals das größte Einzelbauwerk Europas. Heute leben in zwei der sieben Hangars Geflüchtete, ein paar Trakte mietet die Polizei, gut ein Drittel der Fläche kann aufgrund des schlechten baulichen Zustands nicht genutzt werden. Mieulet hat das „Transformationsbündnis THF“

mitgegründet. Es setzt sich dafür ein, dass im Flughafengebäude künftig erforscht wird, was eine Stadt dem Klimawandel entgegensetzen könnte – mit Begegnungsorten für die Nachbarschaft und Werkstätten für postfossile Techniken. Vom Senat bekommt sie dafür keine politische Unterstützung. Wie es mit dem Bündnis weitergehen soll, ist daher ebenso unklar wie die Zukunft des Gebäudes.

Mieulet aber gibt die Hoffnung nicht auf. Hier gibt es schließlich immer wieder Überraschungen. Zwei Jahre nach der Schließung etwa landete doch noch mal ein Flugzeug auf dem Flugfeld: Eine Sportmaschine legte zwischen Skatern und Grills eine Notlandung hin, der Motor war ausgefallen. Als der Pilot und seine drei Passagiere mit wackeligen Knien aus der Maschine kletterten, war die Begrüßung laut „Tagesspiegel“ wohl ziemlich Neukölln-typisch: „Habt ihr ’ne Meise?“, pflaumten Parkbesucher die Gelandeten an. Danach aber gab es erst mal was zu trinken. ➔

Round about, Teil 4



Ab hier ist die Neuköllner Grenze auch die Berliner Stadtgrenze: Unmittelbar links neben mir beginnen Brandenburger Felder, und Pferde traben umher. Auf einigen Schildern wird Honig angeboten aus eigener Imkerei.

Nun geht es hinauf zum südlichsten und zugleich höchsten Punkt Neuköllns, knapp 86 Meter hoch. Wie fast alle Hügel in Berlin ist auch dieser ein künstlicher: Erst wurden Trümmer aus dem Zweiten Weltkrieg aufgeschüttet, später war hier eine Müllkippe. Bis 1975 der „Müllvertrag“ in Kraft trat. Das war ein wortwörtlich schmutziger Deal, durch den Westberliner Abfall, auch aus Neukölln, für viel Westgeld in der DDR entsorgt wurde. Aus der Müllkippe wurde ein Park, der „Neuköllner Dörferblick“. Und der Blick ist wirklich fantastisch! Unter mir starten die Flugzeuge vom Flughafen BER, auf der anderen Seite kann ich ganz Neukölln überblicken.

Wieder unten, lande ich dort, where the streets have no names, sondern einfach Straße 223 oder Straße 230 heißen. Sie führen durch Reihen von gleichförmigen Einfamilienhäusern. Gelbe Säcke hängen in Reih und Glied überm Jägerzaun, grüne Plastikmännchen mahnen am Straßenrand, auf Schulkinder zu achten. Stadtrand-Kleinsiedlungen wie diese wurden in Deutschland seit den 1920ern gebaut, um die



überfüllten Innenstädte zu entlasten. Die Nationalsozialisten intensivierten das noch, auch die Siedlung am Zwickauer Damm wurde 1939 fertiggestellt. Auf Aushängen in Glaskästen erfahre ich das Wichtigste aus dem Alltag der „lieben Siedler und Siedlerinnen“, wie sie in den Schreiben angesprochen werden: Bei der jährlichen Begehung wurde u. a. festgestellt, dass

auf einigen Grundstücken die zulässige Heckenhöhe überschritten wurde! Der Weg verläuft nun kurz zwischen Büschen entlang, und plötzlich stehe ich vor einem Hochhaus: Hier beginnt die Gropiusstadt, die Mutter des sozialen Wohnungsbaus, entstanden zwischen 1962 und 1975 mit rund 19.000 Wohneinheiten. Dagegen ist die High-Deck-Siedlung ein Dorf.

In Deutschland ist der Hass auf Juden immer noch weit verbreitet. Eine junge jüdische Community verwehrt sich der Opferrolle und geht einen eigenen Weg

Von Lena Fiedler

In Neukölln steht die große Uhr am Rathaus auf sechs, in den Straßen ringsum bereiten sich die Barbetreiber auf den alltäglichen Ansturm vor, denn selbst an einem Mittwochabend wird hier in ein paar Stunden alles voll sein: Kneipen, Spätis, Shishabars. Mittendrin befindet sich in einem Erdgeschoss das jüdische Gemeindezentrum Hillel.

Eine junge Frau zündet Kerzen an, legt auf jeden Platz einen Text, über den sie gleich in der Gruppe sprechen möchte. Die Wände sind bemalt, die Einrichtung ist zusammengewürfelt wie in einem Jugendzentrum. Heute Abend findet eine Midrasch statt, so heißt es im Judentum, wenn über religiöse Texte gesprochen wird. Die Gruppe ist klein und besteht fast ausschließlich aus jungen Frauen. Das Thema heute ist schwierig, denn es geht um die Frage: Wo war Gott, als der Holocaust passierte?

Treffpunkte außerhalb von Synagogen, wo junge Jüdinnen und Juden zusammenkommen, um sich solche Fragen zu stellen und neue Zugänge zum Glauben zu finden, sind selten. In den letzten Monaten und Jahren gab es immer wieder Berichte über antisemitische Übergriffe. Der Zentralrat der Juden spricht schon seit einer Weile von „Problemvierteln“ in Berlin, gerade wenn dort viele Menschen islamischen Glaubens leben wie in der Sonnenallee oder der Karl-Marx-Straße.

Warum also ausgerechnet hier ein jüdisches Zentrum gründen? „Hier leben viele junge Menschen“, sagt die Rabbinerin Rebecca Blady, die aus den USA stammt und den Hillel-Standort in Berlin gemeinsam mit ihrem Mann Jeremy gründete. „Es gibt viele Möglichkeiten, eine sehr diverse Nachbarschaft und viele Menschen mit Migrationserfahrung.“ Wie steht sie zu dem Thema Antisemitismus in Neukölln? Blady sagt: „Der Antisemitismus nimmt gerade auf der ganzen Welt zu, nicht nur in Neukölln.“ Sie sagt auch: „Immer wenn ich Antisemitismus erlebt habe, und ich habe viel davon erlebt, ging er von weißen deutschen Rechtsradikalen aus.“ Arabisch sprechende Menschen seien ihr gegenüber noch nie gewalttätig geworden. Sie sieht die vielen Muslime in Neukölln eher als Verbündete. „Unsere Nachbarn haben ähnliche Erfahrungen mit Diskriminierung gemacht wie wir. Sie leben als Min-



Rabbinerin Rebecca Blady lehrt nicht nur die Tora, sondern gibt auch Yogastunden im Freien

derheit in der deutschen Mehrheitsgesellschaft.“ Gern erinnert sie sich an das letzte jüdische Lichterfest im Dezember 2022. Sie hatten die Idee, am Rathaus Neukölln die Chanukkia – den achtarmigen Leuchter – aufzustellen. Niemand im Kiez habe sich daran gestört, also stand der Leuchter die vollen acht Tage von Chanukka vor dem Rathaus.

Andere haben andere Erfahrungen gemacht. Antisemitische Parolen bei propalästinensischen Protesten in Neukölln am Ostersonntag dieses Jahres und das Nichteinschreiten der Polizei zeichnen das Bild eines jüdenfeindlichen Klimas.

Hillel, benannt nach einem einflussreichen Lehrer des Judentums, ist nach eigenen Angaben weltweit die größte jüdische Studierendenorganisation. Unter der Leitung der Bladys treffen in Neukölln junge Menschen aufeinander, um zu diskutieren, zu beten, zu feiern und gemeinsam zu lernen. Hillel bezeichnet sich als „radikal divers“, das bedeutet: Sie sind offen für alle Jüdinnen und Juden, ungeachtet der Nationalität oder ihres Hintergrunds.

„Ich glaube, dass es die deutsche Mehrheitsgesellschaft gern hat, wenn sich Jüdinnen und Juden als Opfer sehen“, sagt Mischa Ushakov, ein junger Mann Mitte 20 mit wild abstehenden Haaren und einem Siebentagebart. Ushakov arbeitet als Fellow für Hillel, letztes Wochenende hat er zum Beispiel einen Techno-Schabbat angeboten, eine eher ungewöhnliche Art, den wöchentlichen Ruhetag vom Freitag- bis Samstagabend zu begehen. An anderen Tagen veranstaltet er Spaziergänge durch die Nachbarschaft, um zu schauen, wo und wie

Gerade

man helfen kann. Und bald soll es eine Veranstaltung geben, bei der es um jüdische Sichtweisen auf Migration und den Umgang mit Geflüchteten geht.

An einem frühen Sommerabend steht Rebecca Blady auf dem Tempelhofer Feld und reckt die Arme zum Himmel. Heute gibt sie in Shirt und Leggings eine Yogastunde. „Aufrecht zu stehen ist manchmal die große Herausforderung“, sagt Blady mit einem Lächeln in die Runde. Die Abendsonne strahlt sie von hinten an, und es fällt plötzlich sehr leicht, sie sich als erleuchtete Rabbinerin vorzustellen.

Rebecca Blady und ihr Mann kamen 2016 erstmals nach Berlin und verbrachten den Sommer in der Stadt. Sie spürten gleich, dass es hier eine Aufgabe für sie gibt. Denn Berlin ist für Rabbinerinnen und Rabbiner eine echte Herausforderung, weil viele Jüdinnen und Juden unterschiedlichster Identitäten in der Stadt leben, man jüdisches Leben dennoch kaum sieht. Anders als in Israel oder den USA fehlen in Deutschland die Strukturen, vor allem für junge Menschen. Die Bladys wollten das ändern und kamen zurück. 2021 fanden sie schließlich einen Raum in Neukölln, der perfekt passte: einen Ort, den sie selber gestalten und zum Mittelpunkt einer lebendigen Community machen konnten.

Von außen deutet nichts darauf hin, dass hier eine junge jüdische Community zusammenkommt – und das soll es auch nicht, denn jüdische Einrichtungen sind in Deutschland immer noch einem hohen Risiko ausgesetzt. Gemeinsam mit Freunden aus Berlin besuchte Rebecca Blady am 9. Oktober 2019 die Synagoge in Halle, als ein Rechtsextremist einen Anschlag darauf verübte, der dem ganzen Land schlagartig klarmachte, wie gefährdet und verletzlich jüdisches Leben auch fast 80 Jahre nach dem Nationalsozialismus noch ist. Lediglich die Tür der Synagoge schützte an dem Tag die Menschen vor den Plänen des Attentäters.

Dieses Ereignis hat Blady – wie viele andere Jüdinnen und Juden auch – politisiert. Sie will die Opferrolle, die der jüdischen Gemeinschaft oft zugeschrieben wird, verändern: „Wir sind als Jüdinnen und Juden keine Opfer, sondern Teil der Zivilgesellschaft und wollen einen Impact haben“, sagt sie. Ein Jahr nach dem Attentat veranstaltete Hillel das „Festival of Resilience“, zu dem mehrere Communitys zusammenkamen, um sich gemeinsam widerständig zu zeigen und an die Opfer der Gewalt zu erinnern; insbesondere an Jana L. und Kevin S., die der Attentäter nach seinem vergeblichen Versuch, in die Synagoge einzudringen, erschossen hatte.

Hat sie keine Angst, dass auch Hillel in den Fokus von Attentätern geraten könnte, gerade weil der Ort in Neukölln vergleichsweise ungeschützt ist? Blady schüttelt den Kopf. „Ich habe keine Angst. Aber nur weil ich keine Angst habe, heißt

darum



das nicht, dass die Angst der anderen nicht legitim wäre“, sagt sie. Tatsächlich kommen einige zu den Treffen nur mit Bedenken, andere gar nicht, weil sie sich nicht sicher fühlen.

„Wir können Akzente setzen“, sagt Ushakov, und die beste Art, sichtbar zu werden, sei es, es nicht allein zu versuchen. „Wir müssen uns sagen: Ey, wir haben Leute um uns herum, die uns kennen und die uns schätzen.“ Sich mit denen zusammenzuschließen, dafür sei Neukölln genau der richtige Ort. „Ich glaube, wir sind hier gut aufgehoben.“

Stichwort Antisemitismus

Antisemitische Einstellungen sind in der gesamten Gesellschaft weit verbreitet. Die meisten Übergriffe auf Juden und Jüdinnen sind Studien zufolge auf eine rechtsextreme Motivation zurückzuführen. Aber auch unter Musliminnen und Muslimen lassen sich antisemitische Einstellungsmuster finden – insbesondere israelbezogener Antisemitismus. Kritik an israelischer Politik ist nicht gleich antisemitisch. Aber sie kann es sein, wenn zum Beispiel die

Ablehnung des gesamten Staates Israel auf antisemitischen Vorurteilen beruht – oder die israelische Politik mit dem Nationalsozialismus gleichgesetzt wird. Gründe dafür könnten etwa eigene Diskriminierungserfahrungen und – sofern eine Migrationsbiografie vorliegt – die starke Propagierung von Antisemitismus in den Herkunftsländern sein.

Du willst mehr über Antisemitismus erfahren? Klick mal hier: bpb.de/antisemitismus



Diskutieren, sich engagieren und Party machen: In der jüdischen Community in Neukölln sind vor allem Studis aktiv

Die Schulen-Bremse

Anke Schäfer macht sich Sorgen. In diesem Jahr hat der Berliner Senat ihrer Schule 50.000 Euro gestrichen. Deshalb muss die Schulleiterin jetzt mehrere Förderangebote ausfallen lassen. Etwa die individuelle Betreuung durch Lerncoaches oder einen Teil des natur- und werkpädagogischen Angebots. Auch für neue Lesebücher ist kein Geld mehr übrig. Aus Schäfers Sicht ist das fatal. Viele ihrer Schülerinnen und Schüler haben Förderbedarf, vier von fünf sprechen zu Hause kein Deutsch. Nicht alle Familien können ihre Kinder genügend unterstützen, beobachtet Schäfer. „In unserem Schulalltag geht es oft darum, das auszugleichen, was die Eltern nicht leisten. Das wird jetzt noch schwieriger.“

Die Grundschule am Fliederbusch liegt ganz im Süden von Neukölln. Auf der anderen Straßenseite beginnt die Siedlung Gropiusstadt, ein selbst für Neuköllner Verhältnisse raues Pflaster. Die meisten Schülerinnen und Schüler der Fliederbusch-Schule wohnen hier, oft wachsen sie in prekären Verhältnissen auf. Die Hälfte der Familien bezieht Transferleistungen, viele der Mütter sind alleinerziehend. Laut der Berliner Senatsverwaltung kommt es an den Schulen hier dreimal so oft zu Gewalttaten wie sonst in der Stadt.

Konflikte gehören auch am Fliederbusch zum Schulalltag, erzählt Anke Schäfer, die selbst unterrichtet. Zurzeit häuften sich Auseinandersetzungen, bei denen es um Geschlechterrollen gehe. „Da kopieren die Kinder das, was sie zu Hause hören“, glaubt Schäfer. Viele Familien kommen aus osteuropäischen Staaten, aus der Türkei und aus arabischen oder afrikanischen Ländern. Wobei Schäfer betont, dass die Probleme

Illustration: Olivier Kugler



weniger mit der Nationalität als mit dem Bildungsgrad der Eltern zu tun hätten. Im Unterricht und in der Schulsozialarbeit gehe es oft darum, die Grundlagen für gegenseitigen Respekt zu legen. Zu ihrem eigentlichen Auftrag kämen die Lehrerinnen und Lehrer selten. „Wir haben Kinder, die verlassen die Grundschule nach der sechsten Klasse, ohne richtig lesen und schreiben zu können.“ Spätestens seit dem Pisa-Schock 2001 ist bekannt, wie stark der Bildungserfolg

in Deutschland vom sozialen Hintergrund der Schüler abhängt. Die Coronapandemie hat das noch verstärkt. Der jüngste nationale Bildungsbericht zeigt, dass Viertklässler aus einem privilegierten Elternhaus einen Leistungsvorsprung von einem ganzen Lernjahr oder mehr haben. Wer aus einer sozial benachteiligten Familie kommt, hat also nach wie vor deutlich schlechtere Chancen, einen Schulabschluss zu schaffen oder aufs Gymnasium zu kommen.

Bildungsforscher beobachten, dass die Rolle des Elternhauses aktuell sogar weiter an Bedeutung gewinnt.

Zum Schulstart haben in Neukölln vier von zehn Kindern Sprachdefizite, bei mehr als jedem zweiten wird schulischer Förderbedarf festgestellt. Der Berliner Senat versucht, gegenzusteuern, indem er Schulen in sozial benachteiligter Lage zusätzliche Mittel überweist. Rund 18 Millionen Euro investiert die Stadt derzeit im Jahr, um die ungleichen Startchancen abzufedern. Wie die Mittel eingesetzt werden, bleibt den Schulen überlassen. Das können etwa Investitionen in die Schulsozialarbeit sein, in Kunst- oder Musikprojekte oder in Fortbildungen für Lehrkräfte und Eltern. Berlinweit profitiert mehr als jede dritte öffentliche Schule von der Förderung – in Neukölln sind es zwei von drei Einrichtungen. Ausschlaggebendes Kriterium für die Förderung ist der Anteil der Schülerinnen und Schüler, deren Eltern von der Zuzahlung für Lernmittel befreit sind. LmB-Faktor heißt das im Schulsprech. In keinem anderen Berliner Bezirk ist er so hoch wie in Neukölln.

Auch die Grundschule am Fliederbusch erhält Gelder vom Senat. In diesem Jahr aber statt 80.000 Euro nur mehr knapp 30.000 Euro. Der Grund für die Kürzung ärgert Schulleiterin Schäfer noch heute. Um die zusätzlichen Gelder zu erhalten, müssen nämlich die Eltern einmal im Jahr in die Schule kommen und nachweisen, dass sie Anspruch auf staatliche Hilfe haben. Doch das letzte Mal sind viele nicht erschienen – die Schule verfehlte die nötige LmB-Quote von 50 Prozent. Anke Schäfer glaubt, dass das Wegbleiben auch mit Scham zu tun hatte. Für die Betroffenen sei diese Praxis eine unnötige Demütigung.

Dabei sind die Herausforderungen für das Kollegium nicht kleiner geworden. Zumal, wie Schäfer betont, nur fünf ihrer 31 Lehrkräfte voll ausgebildete Pädagogen sind. Zu wenige, um den vielen jungen Quereinsteigern zur Seite stehen zu können. Und zu wenige, um all den anderen Aufgaben einigermaßen gerecht werden zu können. „Wir brauchen eigentlich viel mehr Personal, um die Lehrkräfte entlasten zu können“, sagen Ronald Blank und Sabine Folgmann, die am Fliederbusch die Ganztagsbetreuung organisieren. 15 Erzie-

Vor Jahren machte die Gewalt an der Rütli-Schule bundesweit Schlagzeilen. Mit sehr viel Geld wurden die Probleme dort anschließend behoben; aber was ist mit all den anderen Schulen, die ähnliche Schwierigkeiten haben? Und ist Geld allein die Lösung? *Ralf Pauli* hat sich auf die Suche nach Antworten gemacht

herinnen und Erzieher stehen dafür bereit, das sei ordentlich. Aber aus Sicht von Blank und Folgmann bräuchten sie dringend auch Schulbegleiter und Therapeutinnen, Sonderpädagogen und zumindest eine Schulpsychologin. Denn viele Kinder hätten Erfahrung mit Mobbing, andere mit Gewalt in der Familie. Gleichzeitig nehmen die besonderen Förderbedarfe für Autismus oder Asperger-Syndrom an der Schule zu: „Um wirklich auf alle Kinder eingehen zu können, fehlen uns die Ressourcen“, sagt Folgmann.

Auch Adrian de Souza Martins beobachtet, dass viele Lehrkräfte überlastet sind. Mehrere Jahre hat er als sogenannter Respekt Coach eng mit Berliner Schulen zusammengearbeitet, seit fünf Jahren koordiniert er das Projekt beim Internationalen Bund (IB) für den Bezirk Neukölln.

Aktuell arbeiten de Souza Martins und sein Team mit vier Schulen zusammen, deren Schülerinnen und Schüler mehrheitlich aus muslimischen Familien kommen. Die Probleme seien dort dieselben wie überall sonst in Deutschland, betont er. Was ihm in der öffentlichen Wahrnehmung jedoch zu kurz kommt: Die meisten Jugendlichen mit Migrationsgeschichte erfahren tagtäglich Rassismus, Ausgrenzung und Ablehnung – auch in den Schulen. Die Lehrkräfte zu sensibilisieren, dass sie Verantwortung für den Abbau von Diskriminierungen tragen, das sei Ziel des Projekts. Als Beispiel nennt der Politikwissenschaftler den Umgang mit den Attentaten von Hanau. „Ich habe an einer Schule erlebt, wie eine Schweigeminute für einen er-

mordeten Lehrer in Frankreich gehalten wurde, nicht aber für den zehnfachen rassistischen Mord, der in Deutschland verübt wurde.“ Es könne niemanden überraschen, wenn sich Jugendliche mit Zuwanderungsgeschichte dann an dieser Schule nicht voll akzeptiert fühlten. Ähnlich unsensibel gingen Schulen oft auch mit religiösen Feiertagen um. Einerseits müssten an Weihnachten alle Engel basteln, das muslimische Zuckerfest hingegen werde ignoriert. Ein großes Problem seien aus seiner Sicht zudem Diskriminierungen vonseiten des Schulpersonals. „Wir erleben zwar, dass sich sehr viele Lehrkräfte in Neukölln für einen diskriminierungsfreien Raum engagieren und ihre Schülerinnen und Schüler schützen wollen.“ Damit die Schule ein sicherer Ort werde, müsse das ganze Kollegium mitziehen. Das sei aber

nicht immer der Fall. Die Respekt Coaches erstellen deshalb gemeinsam mit den Schulen Präventionskonzepte für Angehörige marginalisierter Commu-

nities und unterstützen die Jugendlichen in ihren Identitätsprozessen. „Viele von ihnen sind aufgrund ihrer sozialen Herkunft, ihrer Sprache oder der angenommenen Religionszugehörigkeit stigmatisiert“, stellt de Souza Martins fest. Aber nur wer sich anerkannt fühle, nehme auch gesellschaftlich teil.

Was die Ablehnung mit jungen Menschen macht, hat Ender Çetin selbst erlebt. Der heute 47-Jährige ist in Neukölln aufgewachsen, seine Familie stammt aus der Türkei. Der Erziehungswissenschaftler und Theologe erinnert sich, wie stark er sich in seiner Jugend ausgegrenzt gefühlt hat. „Meine Freun-

Viele Familien können ihre Kinder nicht unterstützen



de und ich sind ja alle in Deutschland geboren, trotzdem haben wir uns als Ausländer gefühlt.“ Irgendwann hätten sie diese Identität aus Protest nach außen getragen. Bei heutigen Jugendlichen erkennt Çetin einen ähnlichen Reflex, nur mit einem Unterschied: „Jugendliche mit Wurzeln in der Türkei, Bosnien oder arabischen Ländern werden nicht mehr als Ausländer gelesen, sondern als Muslime.“ Aus Çetins Wahrnehmung nähmen viele junge Menschen in Neukölln deshalb aus Protest eine „pseudoreligiöse“ Identität an. Die Jugendlichen seien ja heute nicht religiöser, sie nutzen nur verstärkt religiöse Vokabeln. Zum Beispiel Wallah – eine Schwurformel, die „bei Gott“ bedeutet.

Çetin weiß, wovon er spricht. 15 Jahre lang war er Imam der Neuköllner Şehitlik-Moschee. Mittlerweile arbeitet Çetin in der Extremismusprävention, besucht im Jahr weit über

Der Einfluss der Eltern beschäftigt die Polizei

200 Berliner Schulklassen, meist begleitet ihn ein Rabbiner. Dort thematisiert er Vorbehalte: die der muslimischen Community gegenüber Juden, die oft für den Staat Israel geradestehen müssen, und die der Mehrheitsgesellschaft gegenüber Muslimen. Dass die Schulen sensibler mit der religiösen Vielfalt sein könnten, nimmt Çetin sehr wohl wahr. Er nimmt aber auch die Eltern in die Pflicht. „In

vielen Neuköllner Communitys ist die Vaterrolle ein Problem“, sagt Çetin und zählt auf: die Tabuisierung der Sexualität, vor allem bei Mädchen. Die Vorstellungen von Familienehre. Die fehlende Unterstützung der Kinder beim Lesen und bei den Hausaufgaben. „All das führt dann zu Ärger in der Schule.“ Im schlimmsten Fall zu Mobbing, sexuellen Übergriffen oder anderer Gewalt.

Der Einfluss des Elternhauses beschäftigt auch die Berliner Polizei. Vor zwei Jahren hat sie ihre Präventionsarbeit erweitert. Nun gibt es für den

südlichen Teil des Ortsteils Neukölln, in der die Jugendgewalt verstärkt auftritt, ein dreiköpfiges Jugendschutzteam. Nach jedem Gewaltvorfall an einer Schule führen die Polizisten Gespräche mit dem oder der tatverdächtigen Jugendlichen und vor allem auch den Eltern. „Normenverdeutlichendes Gespräch“ heißt das. Was das Jugendschutzteam beobachtet: Die meisten Kinder und Jugendlichen, die in der Schule mit aggressivem Verhalten auffallen, haben zu Hause selbst Schlimmes erlebt. Auch an der Grundschule am Fliederbusch gibt es Fälle von häuslicher Gewalt. Schulleiterin Schäfer und ihr Kollegium bringen daher alle Beteiligten an einen Tisch: Eltern, Pädagoginnen, Vertreter von Beratungsdiensten und Jugendamt. Zudem werden Eltern zweimal im Jahr zu Bilanzgesprächen eingeladen. Und künftig sollen auch pädagogische Nachmittage im Beisein der Eltern stattfinden. „Wir haben einen Schritt Richtung Familienarbeit gemacht“, sagt Schäfer. ➔

Round about, Teil 5



Ständig verläuft nun die Grenze zwischen Privatgrundstücken, also fahre ich im Zickzack durchs tiefste Westberlin und lande schließlich in der „Dauerkleingartenanlage Guter Wille“. Schnurgerade Wege, Maschendrahtzaun, dahinter Deutschlandfahnen, bunte Blumen und erntereife Apfelbäume. Im Vereinsheim stehen auf der Karte u. a. Tintenfischringe mit Aioli (8,90 Euro) – leider hat die Küche heute nicht geöffnet. Über 9.300 Kleingartenparzellen gibt es in Neukölln. Gerade im früheren Westberlin waren die Kleingärten wichtige Rückzugsorte – ins Umland fahren konnte man wegen der Mauer ja nicht. Insgesamt gibt es heute in ganz Berlin noch mehr als 70.000 Parzellen. Ihre Existenz ist auch eine politische Frage, denn hier wird im Kleinen verhandelt, wie eine Stadt genutzt werden sollte. Als unversiegelte Grünflächen sind sie wichtig für das Stadtklima, sagen die einen. Es kann nicht sein, dass in Zeiten von Wohnungsknappheit Platz auf diese Weise verschwendet wird, sagen die anderen. Beliebt sind die Kleingärten auf jeden Fall. Die Wartelisten der Vereine sind voll. Hier an der Grenze gehen die Anlagen nahtlos ineinander über, auf „Guter Wille“ folgen „Ostelbien II“ und die „Kolonie Sorgenfrei“, und auf einmal stehe ich in einem riesigen Industriegebiet. Ein Mann fuhrwerk mit einem Laubbläser herum, er trägt Ganzkörperanzug und Sichtschutz, und als er mich sieht, hebt er die Hand zum Gruß. Als wäre er ein Außerirdischer. Oder bin ich einer?



Weiter geht es, vorbei an einem Friedhof, einem Autohaus und einem Swingerclub. Erst jetzt wird es wieder urbaner, und kurze Zeit später bin ich schon am S-Bahn-Ring. Plötzlich riecht es nach Keksen. Aus dem Bahlsen-Werk weht süßer Duft herüber. Und vor mir plötzlich: nichts. Kilometerweit reicht der Blick über den ehemaligen Flughafen Tempelhof. Beim Überqueren des Feldes komme ich an einem

Bike-Polo-Turnier und einer Gemeinschaftsgartenanlage vorbei, einem zugewucherten Labyrinth aus selbst gezimmerten Hochbeeten und Sitzgelegenheiten. Von Weitem sehe ich jemanden, der beim Joggen einen großen weißen Hund trägt. Auch ich würde jetzt gern getragen werden, nach rund 40 Kilometern Fahrt. Aber die letzten zwei Kilometer zurück zum Hermannplatz schaffe ich dann auch noch so.

Von Michael Brake

Weltweit besiedeln Tiere und Pflanzen urbane Räume – und loten so das speziesübergreifende Zusammenleben neu aus. Neukölln ist mit seinen teils stillgelegten Friedhofsflächen, wild wuchernden Brachen und kaum gezähmten Parks ein Hotspot dieser Entwicklung

Die Waschbär-Chroniken

Von Selmar Schülein

Neben den Bahngleisen beißt die Gottesanbeterin ihrem Männchen bei der Paarung soeben den Kopf ab, während unweit davon ein Waschbär über die Regenrinne in den Dachboden eines Altbaus einzieht und der Jungfuchs auf der Suche nach einem eigenen Revier plötzlich im Bürgeramt steht. Ja, im Gebäude!

Einer der am dichtesten besiedelten Stadtteile in Berlin verwandelt sich seit einiger Zeit in eine wilde WG aus Menschen, Tieren und Pflanzen. Wildschweine, die zur Rushhour die Hauptverkehrsader kreuzen, sind den Zeitungen mittlerweile keine Meldung mehr wert. Immer mehr Tiere und Pflanzen werden zu Städtern. Das betrifft nicht nur ihren Lebensraum, auch ihr arttypisches Verhalten ändert sich damit. Neukölln ist der Bezirk, wo sogar Tauben Street Credibility entwickelt haben: Sie fahren unbeeindruckt Bus, snacken drinnen ein paar Krümel und steigen dann an der nächsten Haltestelle wieder aus.

Von den 224 Friedhöfen Berlins befinden sich 23 in Neukölln. Territorien des Todes, die sich in lebendige Flower-Power-Grünflächen verwandelt haben, wo Pflanzenwachstum nicht zu englischem Rasen gestutzt wird. Allein an der Hermannstraße liegen sechs Friedhofsflächen dicht beieinander und bilden gemeinsam

mit dem Anita-Berber-Park eine grüne Achse bis zum Tempelhofer Feld. Zudem lässt das Bezirksamt Neukölln derzeit auf etwa 10.000 qm Mittelstreifen Pflanzen länger wachsen und mäht nur einmal im Jahr. Dieses sogenannte Straßenbegleitgrün soll sich allmählich zur Wiesenfläche entwickeln dürfen. Das bedeutet ein größeres Nahrungsangebot für Insekten und infolgedessen ein Straßenbüfett für Vögel.

Und doch bleibt Neukölln wie jede Innenstadt ein Extremstandort. Manche Tier- und Pflanzenarten müssen sich derart stark anpassen, um hier überleben zu können, dass Forschende eine Art Zeitraffer-Evolution beobachten. Das betrifft Farbveränderungen, neue Fressgewohnheiten, Veränderungen bei Fortpflanzungsstrategien und abweichende Vogelgesänge im Kiez. Schneckenhäuschen mit hellerem Fassadenanstrich, um im Sommer nicht so leicht zu überhitzen, Vögel, die ihre Lieder in höheren Frequenzen singen, um sich in Konkurrenz zum tiefen Grummeln der motorisierten Blechtiere Gehör zu verschaffen, Motten, die anders als ihre ländlichen Artgenossen dem Reiz von künstlichen Lichtquellen widerstehen können. Und auch einige Pflanzen werden genetisch bereits zu Stadtpflanzen.

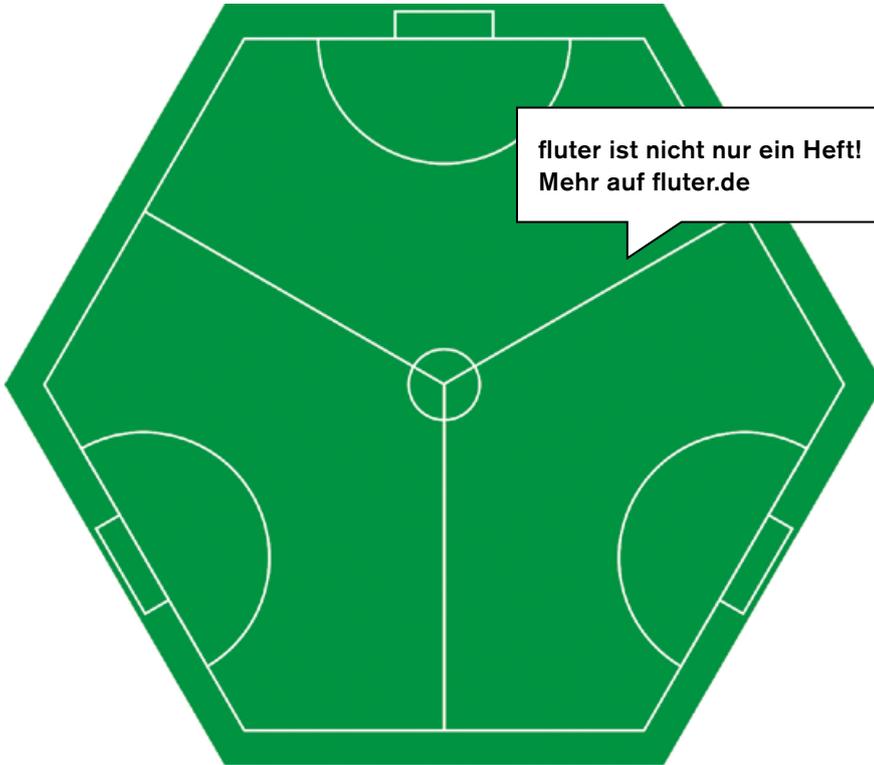
Bei einer Verwandten des Löwenzahns zum Beispiel hat sich mancher Samen in kürzester Zeit so verändert, dass die Gleitschirmchen der Pustelblume nicht mehr möglichst weit davongeweht werden. Ist diese Fernflugstrategie im ländlichen Raum Erfolg versprechend für eine ausgedehnte Verbreitung, sichert dem Asphalttrittenbewohner in Plattenbaulage das genaue Gegenteil sein Überleben.

Dabei sind die Tiere und Pflanzen Neuköllns mehr als nur anonyme Nachbarn. Tjorven Tenamberg und Meike Borchert, Rangerinnen der „Stiftung Naturschutz Berlin“, sprechen von einer „Lebensgemeinschaft“. In Echtzeit können sie verfolgen, wie aus dem artenübergreifenden Zusammenleben Räume und Wege entstehen, die so von niemandem angelegt wurden. Die verschiedenen Einwohnergruppen – über 300 Wildbienenarten ebenso wie ungebändigte Hecken, Leben spendendes Totholz, aber eben auch die Menschen – leben mit- und voneinander.

Insbesondere Brachen ließen Leben zu, anstatt „es in vorgestanzte Muster hineinzupressen“, sagt der Soziologe Markus Schroer. „Das bedeutet konkret, dass wir gerade in solchen Arealen auf keine fein säuberlich getrennten Lebenswelten treffen.“ Das Bild vom Menschen als aktivem Gestalter vor der passiven Kulisse der Umwelt – in

Neukölln weicht es allmählich der Vorstellung einer großen wuchernden, krabbelnden, zwitschernden WG.





Bestes Spiel aller Zeiten

Fußball ist das wohl beliebteste Spiel der Welt. Und binär, hierarchisch und recht autoritär. Geht besser, finden manche Vereine und Initiativen. Sie lassen mit vier Toren oder im Hexagon spielen, ohne Schiri oder brüllende Eltern am Rand. fluter.de/systemfrage

Kriegen wir alle satt?

Weltweit hungern mehr als 800 Millionen Menschen – darunter viele, die tagtäglich selbst Nahrungsmittel produzieren. „Zynisch“, findet Martin

Frick. Der Direktor des deutschen Büros des UN-Welternährungsprogramms war im fluter-Podcast zu Gast und weiß: Zu essen gäbe es eigentlich für alle genug. fluter.de/hunger

Chinesisch für Anfänger

In China soll es Karten von Europa geben, auf denen Duisburg größer ist als Paris. Was das mit der „neuen Seidenstraße“ zu tun hat und was Peking mit Moskau, lest und seht ihr in unserem China-Schwerpunkt. Und ihr erfahrt, wie es heute denen geht, die vor ein paar Jahren in Hongkong protestiert haben. fluter.de/china

Make love!

Der letzte fluter des Jahres widmet sich einem guten, vielleicht dem größten Gefühl: der LIEBE. Von crazy in love bis killing me softly: ein intimes, persönliches Empfinden. Denkt man. Doch hinter all den Idealen, die uns von Hollywood bis zur Bibel, so vorgelebt werden, stecken gesellschaftliche Normen und Traditionen und damit letztlich auch politische Entscheidungen. Wer von ihnen profitiert soll genauso in den Blick genommen werden wie Macht- und Hierarchiefragen in Beziehungen. Ob es um sich selbst, andere, die Heimat, die Natur oder Musik geht: Liebe ist vielfältig. Sie kann sich beim Sex genauso zeigen wie beim Pflegen anderer Menschen. All das soll Thema in unserem Heft sein. We love it.

Impressum

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung

Ausgabe 88, Thema Neukölln
Herbst 2023

Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb)
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Tel. 0228/99515-0

Redaktion

Thorsten Schilling (verantwortlich/
Bundeszentrale für politische Bildung/
schilling@bpb.de)
Oliver Gehrs (redaktionelle Koordination)

Bildredaktion

Trine Skraastad

Artdirektion

Sabine Kornbrust

Mitarbeit

Michael Brake, Lydia Brakebusch, Lena Fiedler, Sabrina Gaisbauer, Oliver Geyer, Paul Hofmann, Martin Hogger, Noelle Konate, Tesco La Marca, Anja Martin, Ralf Pauli, Lea van der Pütten, Tim Schmalfeldt, Ann-Kristin Schöne, Selmar Schüle, Florian Sievers, Katharina Wellems, Simon Zamora Martin

Dokumentation

Dirk Hempel, Kathrin Lillienthal,
Victoria Strathon

Korrektorat

Tina Hohl, Florian Kohl

Redaktionsanschrift / Leserbrief

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung,
DUMMY Verlag GmbH,
Kirchstraße 1, 10557 Berlin,
post@fluter.de

Redaktionelle Umsetzung

DUMMY Verlag GmbH,
Kirchstraße 1, 10557 Berlin
ISSN 1611-1567
Bundeszentrale für politische Bildung
info@bpb.de
www.bpb.de

Abonnement & Leserservice

Druckhaus Kaufmann GmbH im Auftrag
der Bundeszentrale für politische Bildung
Raiffeisenstraße 29, 77933 Lahr
Tel. 07821/945-295, Fax 07821/945-22295
abo@heft.fluter.de

Kostenloses Abo bestellen,
verlängern oder abbestellen
www.fluter.de/heft-abo
abo@heft.fluter.de

Nachbestellungen

Publikationsversand der Bundeszentrale für politische Bildung/bpb, Postfach 501055,
18155 Rostock
Fax 038204/66-273,
www.bpb.de/shop
Nachbestellungen von fluter werden von
1 kg bis 20 kg mit 5 Euro kostenpflichtig.

Druck

Druckhaus Kaufmann GmbH
Raiffeisenstraße 29, 77933 Lahr
Tel. 07821/945-0,
info@druckhaus-kaufmann.de
www.druckhaus-kaufmann.de

Bildnachweise

Illustrationen: Hakotowi (S. 6-7),
Ole Häntzschel (S. 23), Olivier Kugler (S. 24, 46);
Cover, S. 2-3, S. 20-21, S. 37 (o.), S. 40-41,
S. 49 (l., u.), U3 Bastian Thiery; S. 4 Volker Mai/
Indifilm (www.indifilm.de); S. 5 Giulia Thinnies;
S. 6-7 Laszlo Radelzhofer, Lea Greub, Alessia
Cocca/Reuters/picture alliance, Bastian Thiery,
Franz Grünewald, Ingolf König-Jablonski/
dpa/picture alliance, privat; S. 8-18 Laszlo
Radelzhofer; S. 19 (o.l., u.r.), S. 26, S. 36,
S. 43, S. 48 Michael Brake; S. 19 picture alliance
(o.r.), Steinach/IMAGO (u.l.); S. 22 Verena
Brüning; S. 27 Robin Hinsch; S. 28-29 Jesco
Denzel/laif; S. 30-33 Lea Greub; S. 34-35 Robin
Hinsch; S. 37 (u.) Jakob Weber; S. 38-39 Diego
Sixx, Alessia Cocca/Reuters/picture alliance,
Jackie Baier, Matthias Hamann; S. 42 Jakob
Tiggens/Mila Berlin; S. 44 Franz Grünewald; S. 45
Lina Maizlis IG @hillel.de, hilleldeutschland.org;
S. 49 Ingolf König-Jablonski/dpa/picture
alliance (o.); S. 50 Ed g2s/Wikimedia Commons;
U4 Renke Brandt

Papier: Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

Ausführliche Informationen zu Datenschutz und Betroffenenrechten findest du hier:
www.fluter.de/datenschutz

Bitte mal die Welt

Bundeszentrale für
politische Bildung

bpb

Nicht nur in
Neukölln, überall gibt es
Menschen, die etwas anpacken
und verändern. Der bpb-Podcast
„Wir im Wandel“ erzählt
persönliche Geschichten von
Mut und Aufbruch in
ganz Deutschland.
bpb.de/wirimwandel

verbessern!

Täglich



tiefer
blicken

Foto: Renke Brandt

